

DAS
WERK
MAGAZIN

LEBEN + STADT + KULTUR 08.24

Blickst Du noch durch?

Vielfalt

KOMPLEXITÄT, GEMEINSAMKEITEN & VERTRAUEN

> SCHWERPUNKT VIELFALT Seite 8 > SUPERDIVERSITÄT Seite 18 > GASTRONOMIE Seite 72

8,50 € > WWW.DASWERKMAGAZIN.DE > LEBEN + STADT + KULTUR



LUST AUF UNSER VIERTEL BIER?



Das **Bio-Bier** aus besten Zutaten.
Direkt gebraut im Werksviertel-Mitte.



DE-ÖKO-007
Deutsche
Landwirtschaft

WERKSVIERTEL-BRÄU.de



08.24

VIELFALT

„Und wir fordern, [...] die sogenannte Vielfalt in diesem Land endlich zu beenden.“ Diesen Satz, der alsbald viral ging, formulierte die thüringische AfD-Politikerin Lena Kotré auf einer Pressekonferenz Ende August 2024. Das übliche Wahlkampfgetöse? Das man nicht weiter ernst nehmen sollte? Anstand, Fakten und ein wenigstens halbwegs auf sicheren Füßen stehendes Verhältnis zur Wahrheit haben sich schließlich bereits vor geraumer Zeit bei einigen Parteien aus dem politischen Diskurs verabschiedet. Die Vielfalt beenden? Wie geht denn das? Und was bedeutet das eigentlich? Wie sähe so eine Gemeinschaft aus, in der es keine Vielfalt – also keine Unterschiede – mehr gibt? Keine unterschiedlichen Meinungen. Keine unterschiedlichen Ideen. Keine unterschiedlichen Farben ... Eine solche Welt wäre vollkommen schwarz.

Um zu verstehen, warum das so ist, hilft ein Blick in die Farbenlehre. Wenn Du die Farbe Weiß siehst, siehst Du eigentlich alle Farben. Orange. Gelb. Grün. Blau. Rot. Indigo. Und Violett. Weiß entsteht, wenn sich alle Farben des sichtbaren Lichtspektrums bündeln. Schwarz dagegen ist die Abwesenheit von Licht. Im Gegensatz zu Weiß kann reines Schwarz in der Natur ohne jegliches Licht, also ohne die Vielfalt, existieren. Es ist der einzige Ton mit diesen Eigenschaften.

Aktuell nehmen viele Menschen Vielfalt als anstrengend wahr. Schließlich macht die Vielfalt den Blick auf unsere Welt immer komplexer, und kaum einer hat noch das Gefühl, durchzublicken. Für eine angemessene Betrachtung dieser vielfältigen Welt haben Soziologen längst den Begriff der Superdiversität eingeführt (S. 18). In unserem Magazin beleuchten wir das Thema daher auch aus den unterschiedlichsten Perspektiven: Alter (S. 40), Inklusion (S. 43), Kunst und Digitalisierung (S. 46), Biodiversität (S. 32), Arbeitswelt (S. 52) oder Gastronomie (S. 72). Und ob Du es glaubst oder nicht: Du wirst beim Lesen erstaunt sein, wie divers Du selbst und Dein Leben eigentlich sind.

Das
Redaktions-Team



www.daswerkmagazin.de



^
Vielfalt, wohin man blickt:
Anja Fink, Charlotte
Teigelkamp, Lena Hudel-
maier, Daniel Wiech-
mann, Ivana Bilz (v.l.n.r.)
im neuen WERK13 im
Werksviertel. (Diesmal
nicht im Bild aufgrund
vielfältiger Arbeitszeitmo-
delle: Nina Bovensiepen
und Philip Markiewicz)

Wer wir sind!

Mit dem Werksviertel entsteht in München ein Stadtquartier, in dem Urbanität vollkommen neu definiert wird. Es ist Heimat der Münchner Start-up- und Gründerszene, Anlaufpunkt für Kreative, Arbeits- und Gestaltungsraum für Künstler und Musiker der Sub- und Hochkultur. Es ist Lebensraum für Familien. Das Werksviertel ist ein Ort, der Spannungen und Energien erzeugt.

Von diesem besonderen Ort aus schauen wir auf München und die Welt und beschäftigen uns mit Fragen der urbanen Lebenskultur.

Ein Ort, der seine Besucher inspirieren und unterhalten will.
Es ist ein Ort, der vielschichtig ist.
Voller Brüche.
Neugierig.
Innovativ.
Nachdenklich.
Hemmungslos.
Frei.

greif

Wzen

**Warum machen wir
dieses Magazin?**

Ein Stück lebendige Stadt, aufregend im positiven wie im negativen Sinne, nicht mehr und nicht weniger will das Werksviertel sein. Doch wie baut man Leben? Mit genau dieser Frage beschäftigen sich nicht nur die Planer des Werksviertels, sondern auch Stadtgestalter, Philosophen, Politiker, Bürger, Kreative und Aktivistinnen auf der ganzen Welt. Ihre Ideen und Gedanken wollen wir

Teilen ist diese Vision im Werksviertel bereits sicht- und spürbare Realität. Und Monat für Monat kommt ein neuer Baustein hinzu. In diesem Magazin begleiten und hinterfragen wir den Transformationsprozess des Werksviertels und erklären, warum das neue Stadtquartier so ist, wie es ist, und nicht ganz anders. Wir wollen aufzeigen, welche Möglichkeiten ein Quartier wie das Werksviertel

in diesem Magazin Raum geben, da sie maßgeblich zur Vision des Werksviertels beigetragen haben. Diese Vision ist getragen von einem Miteinander unterschiedlichster Gesellschaftsschichten und einer (Stadt)Kultur, die permanent soziale, wirtschaftliche und künstlerische Innovationen hervorbringt. In

den Menschen bietet und warum es wichtig ist, dass das Viertel hoffentlich niemals fertig wird. Leben – so haben es die Macher des Werksviertels verinnerlicht – ist zuallererst die Chance auf permanente Veränderung und Erneuerung. Wie aufregend!



Was ist Vielfalt? Bunt? Chaos? Leben? Anstrengend? Ein zeitgeistiges Buzzword und Marketingtool? Viele reden von ihr, viele bekennen sich zu ihr. Aber was genau verstehen Menschen eigentlich unter Vielfalt?



| | | |
|----|---|--|
| 3 | EDITORIAL | <i>von DAS WERK MAGAZIN-Redaktion</i> |
| 4 | MISSION STATEMENT – Wer wir sind und warum wir dieses Magazin machen | |
| 8 | SCHWERPUNKTTHEMA VIELFALT | |
| 12 | DIE VIELFALT UND DIE STADT Warum Urbanität der perfekte Nährboden für Leben ist | <i>von DAS WERK MAGAZIN-Redaktion</i> |
| 18 | AUF DEM WEG IN DIE SUPERDIVERSITÄT Wie Diversität unsere Gesellschaft schon heute verändert. Und in Zukunft verändern wird | <i>von Daniel Wiechmann</i> |
| 24 | EIN ORCHESTER DER VIELFALT Anne Schoenholtz und Nikolaus Pont vom BRSO im Interview | <i>von Nina Bovensiepen & Daniel Wiechmann</i> |
| 32 | WIE FUNKTIONIERT BIODIVERSITÄT? Ein Gang auf dem Lehrklettersteig im Werksviertel-Mitte | <i>von Daniel Wiechmann</i> |
| 39 | ALTER UND INKLUSION Dr. Irène Kilubi von der Beratungsagentur JOINT GENERATIONS über Altersdiversität und Altersdiskriminierung – Isabell Zacharias von der Stiftung Werksviertel-Mitte über Inklusion und Teilhabe | <i>von DAS WERK MAGAZIN-Redaktion</i> |
| 46 | LEBEN VOR DEM BILDSCHIRM Wie die Digitalisierung Vielfalt hemmt. Ein kritischer Blick | <i>von Loomit</i> |
| 52 | VIELFALT IM QUARTIER Siedler aus dem Werksviertel und ihre Perspektiven auf das Thema Diversität | <i>von Timo Schneckenburger & Daniel Wiechmann</i> |
| 61 | 24 STUNDEN WERKSVIERTEL Leben rund um die Uhr | <i>von DAS WERK MAGAZIN-Redaktion</i> |
| 70 | NEWS & EVENTS | <i>von DAS WERK MAGAZIN-Redaktion</i> |
| 72 | AUF 80 TELLERN UM DIE WELT Warum das Werksviertel-Mitte auch bei der gastronomischen Vielfalt keine Kompromisse macht | <i>von Daniel Wiechmann</i> |
| 82 | SIEDLER IM WERKSVIERTEL Was sie bewegt. Was sie bewegen | <i>von Charlotte Teigelkamp & Daniel Wiechmann</i> |
| 96 | WERK AN WERK Ein Blick auf den Baufortschritt im Werksviertel-Mitte | <i>von DAS WERK MAGAZIN-Redaktion</i> |
| 98 | IMPRESSUM + NÄCHSTE AUSGABE | |

Zahl der Farbtöne, die das menschliche Auge wahrnehmen kann:

200-300 Farben

Zahl der Farben im Pantone-Farbkatalog:

2161 Farben

Zahl der Farben, zwischen denen man beim VW Golf 8 wählen kann:

20 Farben

*„Das Fundament
der Vielfalt ist die
Einzigartigkeit.“*

*Ernst Ferstl,
österreichischer Lehrer und Dichter*

BLICKST DU NOCH DURCH?

Der Begriff Vielfalt gehört zu den allgegenwärtigen Buzzwords unserer Zeit. Das Interessante an Buzzwords ist: Je öfter sie benutzt werden, desto größer wird ihr Bedeutungsverlust.

Sie sind dann zwar in aller Munde, aber es wird nichts mehr mit

Vielfältige Arbeitswelt

Zahl der anerkannten *Ausbildungsberufe* in Deutschland:324

Entwicklung der Kulinariik in Deutschland:

Eröffnung
des ersten *China-Restaurants*:1923

der ersten *Pizzeria*:1952

des ersten *Döner-Imbiss*:1972

des ersten *veganen Lokals*:2008

ihnen gesagt. Vielfalt? Was ist das eigentlich? Eine Regenbogenfahne? Mut zum Chaos? Die Fähigkeit zum Multitasking? Eine Masse an Möglichkeiten? Was macht ein Unternehmen, in dem es einen Diversity-Manager gibt, anders? Woran erkennt man Vielfalt in einer Gesellschaft?

Wie fühlt sich ein Stadtquartier an, in dem Vielfalt eines der Leitmotive bei der Planung und im Betrieb ist? Und wann genau hat es eigentlich angefangen, dass der Verweis auf Vielfalt mitunter Angst erzeugt?

Höchste Zeit, sich die Sache mit der Vielfalt einmal genauer anzuschauen.

Biervielfalt?

Zahl der **Brauereien** in Bayern im Jahr

1999:**683**

2023:**622**

Biodiversität?

Zahl der **Tierarten** in Bayern: ...**35 000**

Anteil der Arten, die in Bayern als **ausgestorben, bedroht oder verschollen** gelten:**40 %**



DIE VIELFALT UND DIE STADT

Städte sind auf Vielfalt aufgebaut. Die Vielfalt an Bildungs- und Berufschancen, an kulturellen Trends, verbunden mit den Möglichkeiten, sich selbst zu verwirklichen, ist eine der wichtigsten Voraussetzungen dafür, dass eine Stadt ihr Freiheitsversprechen gegenüber ihren Bewohnern halten und sich selbst weiterentwickeln kann.

Aber gibt es auch ein Zuviel an Vielfalt? Kann Vielfalt zum Störfaktor innerhalb einer Stadtgesellschaft werden? Über die besondere Beziehung von Urbanität und Vielfalt. >

Text
Das WERK
MAGAZIN-
Redaktion

„Als ich aus dem Métro-Schacht der Station Basilique de Saint-Denis trete, ist auf der Place du Caquet gerade ein wüstes Gerangel im Gange. Vier Personen bewegen sich im Knäuel durch die Fußgängerzone. Zwei junge Männer ziehen an einem Dritten, dessen Oberkörper trotz der Februarkälte frei ist, eine etwa gleichaltrige Frau, die von Kopf bis Fuß in steingrauen Stoff gehüllt ist, ...

Vor nicht allzu langer Zeit ging auf den gängigen Social-Media-Kanälen die Geschichte eines Aussteigers viral. Der Mann war mit seiner Familie aus der Stadt aufs Land gezogen, um dort in einem kleinen Haus umgeben von mehreren Hektar Feld als Selbstversorger seinen Traum von Freiheit zu leben. Kein Stress mehr im Büro oder im Straßenverkehr. Kein Tagesablauf mehr, der von Terminen mit anderen diktiert wird. Wieder Einssein mit Wind und Wetter. Zurück zur Natur. Das echte Leben spüren.

Dieser Traum endete jäh.

Zwar konnte die Familie das meiste, was sie zum Leben benötigte, tatsächlich selbst produzieren. Allerdings arbeitete sie dafür von früh bis spät. Der Aufwand, das Mehl selbst zu mahlen oder die Hühner zu rupfen, kostete unheimlich viel Zeit. Die Arbeit war anstrengend. Und machte müde. Klar war es erfüllend zu sehen, was man alles mit den eigenen Händen schaffen konnte, aber dann waren da plötzlich auch die vielen Rückschläge. Durch das Wetter. Durch Wildtiere. Irgendetwas ging kaputt und musste repariert werden. Wie das eben so ist, im echten Leben.

Die Augenblicke des Glücks waren selten von Dauer. Statt frei zu sein, war die Familie an die Arbeit gekettet. Sie hatte kaum Zeit auszuruhen oder die Natur, in der sie lebte, zu genießen. Zeit für Freunde oder gar Hobbies? Fehlanzeige. Die Lebensqualität der Familie verbesserte sich erst wieder, nachdem sie entschied, ihr Land nicht mehr allein, sondern genossenschaftlich zu bewirtschaften und Handel zu treiben. Statt auf Autarkie setzten sie fortan auf Gemeinschaft und Arbeitsteilung.

Statt einer alles, erledigten wieder viele jeweils einen kleinen Teil. Und vor allem das, was sie am besten konnten. Ging jetzt der Motor einer Maschine kaputt, war dieser in kurzer Zeit repariert, weil sich ein Experte darum kümmern konnte. Und sich nicht erst jemand mühsam in das Reparieren von Motoren einlernen musste. Im Grunde hatte die Familie das Prinzip einer guten Stadtgemeinschaft neu für sich entdeckt. Der Bruch mit dem romantischen Klischee des Selbstversorgers ging einher mit einer neuen Perspektive, was genau eigentlich Freiheit ist. >

Städte sind seit jeher auf Vielfalt aufgebaut. Und diese Vielfalt produziert Freiheit. Unter anderem, weil die Stadtbewohner von vielen Aufgaben entledigt – also befreit – werden. Städte sind Dienstleistungsmaschinen. Mühselig Lebensmittel selbst anbauen? Muss in der Stadt niemand mehr. In den Supermärkten findet man genug zu essen. Den eigenen Müll entsorgen? Warum, wenn er doch direkt vor der Haustür abgeholt wird. Den Kindern Schreiben und Rechnen beibringen?

Darum kümmern sich Lehrerinnen und Lehrer in einer Schule. Diese Vielfalt an Dienstleistungen sorgt dafür, dass das Leben in der Stadt unheimlich bequem ist. Und sie schafft die Voraussetzungen für eine andere Freiheitsperspektive; die der Selbstverwirklichung. In der Stadt herrscht eine enorm große Wahlfreiheit. In der Anonymität der Stadt kann jeder der sein, der er mag. Oder zumindest an seinem Selbstbild arbeiten. Denn die Anonymität der Stadt ist gleichsam ein Schutzraum für die Vielfalt, die in ihr besteht.

„Stadtluft macht frei“ hieß es bereits im Mittelalter. Wer es damals als Leibeigener schaffte, ein Jahr lang im Gewusel einer Stadt unterzutauchen und sich durchzuschlagen, konnte nicht mehr von seinem Grundherren zurückgefordert werden. Die Anonymität der Stadt als Weg in die Freiheit. Dieses Prinzip funktioniert noch heute, auch ohne den längst überholten mittelalterlichen Rechtsgrundsatz.

In der Anonymität der Stadt können Menschen eine halbe Ewigkeit an Ideen und Erfindungen feilen, bis die Zeit reif ist, um ein großes Publikum von dieser Idee zu überzeugen. Frag nach bei Karl von Drais, der mit seiner Laufmaschine, die viermal schneller als eine Postkutsche war, die Grundlage für die Erfindung des Fahrrads legte, oder Carl Benz, dem wir das Automobil verdanken. Heute als geniale Erfinder gefeiert, handelten sich beide anfangs harschen öffentlichen Spott ein. „Kinderspielzeug“ hieß es über das Urfahrrad. „Stinkekasten“ über das Auto.

Dass Ideen in der Stadt mit der Zeit in die Gesellschaft hineinwachsen können, hängt eng mit dem sogenannten öffentlichen Raum zusammen, in dem sich die Vielfalt einer Stadt immer wieder neu manifestiert. In einer lebendigen >

*... der sich farblich kaum vom Straßenpflaster unterscheidet, versucht sich als Barriere zwischen den Männern, mit wenig Erfolg, sie bekommt die meisten Schläge ab. Die vier sind laut, wie bei einem Boxwettkampf. Passant*innen stieben nach rechts und links in die dunklen Seitengassen, nur eine Frau zieht stoisch ihr Einkaufswägelchen hinter sich her, die Augen starr auf den Boden gerichtet, als mache sie das unsichtbar.“*

Annett Gröschner, DIE ZEIT, eine Szene aus der Pariser Banlieue

„Was das Leben hier spannend macht, ist das Unerwartete. Das ist so ansteckend, dass man Dinge ausprobieren, die man sich woanders nie zugetraut hätte. Wie mein – kurzer und nicht besonders erfolgreicher – Versuch als Stand-up-Comedian. Es gibt einen Grund, warum New York für so viele ein Sehnsuchtsort ist. Die Stadt bietet die Chance, sich neu zu erfinden. Unbeobachtet von denjenigen, die einen von früher kennen.“

Heike Buchter, DIE ZEIT, über New York

Stadt kommen auf den Straßen und Plätzen – eben im öffentlichen Raum – die unterschiedlichsten Menschen zusammen. Junge und Alte, Vermögende und Arme, Konservative und Avantgardisten, Künstler und Buchhalter, Ehrgeizige und Müßiggänger.

Durch den Austausch zwischen den unterschiedlichen – also den vielfältigen – Milieus und Schichten werden nicht nur wichtige gesellschaftliche Fragen verhandelt, sondern auch Toleranz und Verständnis füreinander gefördert.

Auf den für jedermann zugänglichen Straßen und Plätzen einer Stadt erleben wir jeden Tag hunderte flüchtige Begegnungen mit uns fremden Menschen. Wir nehmen wahr, wie sie Dinge womöglich vollkommen anders machen als wir selbst. Wie sie sich kleiden, wie sie sich fortbewegen, wie sie reden, was sie essen. Die Auseinandersetzung mit dieser uns fremden Vielfalt ist einerseits anstrengend, andererseits inspirierend.

Der öffentliche Raum in einer Stadt ist immer ein Möglichkeitsraum. Jeder kann sich selbst in Beziehung zu dem setzen, was ihm dort begegnet. Und zum Beispiel entscheiden, ob er auch so ein Auto oder Fahrrad braucht. Oder ob er doch lieber weiterhin zu Fuß läuft. Wie man sich entscheidet, ist letztlich egal. Eine gut organisierte Stadt ist eine Meisterin darin, Vielfalt zu verwalten. Dabei interessiert sie sich in erster Linie nicht für Moral, sondern für Funktionalität. Ob diese aufrechterhalten werden kann, wird in einer Stadt meist durch die kritische Masse an Menschen und ihren Bedürfnissen bestimmt.

Der Begriff der kritischen Masse geht auf den Fahrraddesigner George Bliss und seine Beobachtungen an chinesischen Kreuzungen ohne Ampel zurück. Obwohl es an den Kreuzungen kein von außen wirkendes Regulativ gab, geriet der Verkehr nur selten ins Stocken. Bliss stellte fest, dass sobald der Verkehr an einer Straße der Kreuzung zum Stehen kam, sich dort nach kurzer Zeit eine bestimmte Masse an Fahrzeugen aufstaute. Wurde die Zahl der Fahrzeuge zu groß, schoben sich immer mehr von ihnen – insbesondere Mofas und Fahrräder – in die Kreuzung, bis der Weg für sie und die nachfolgenden Fahrzeuge frei war. Auf diese Weise regulierte sich der Verkehr dank des ständig wechselnden Drucks der kritischen Masse immer wieder von selbst.



Die kritische Masse ist eine gute Metapher dafür, wie Städte sich durch das Zusammenwirken von Begegnungen und Freiräumen aus sich heraus organisieren können und in Balance kommen. Urbanität und Vielfalt bedeutet ja eben auch, dass einer gerade schlafen und ein anderer Party feiern will. Fünf Personen, die in einer Samstagnacht auf dem Gärtnerplatz feiern, stellen für eine Stadt eine andere Herausforderung dar als 400 oder 500 Menschen, die auf diese Idee kommen.

Sobald sich in einer Stadt eine kritische Masse an Personen bemerkbar macht, muss eine Stadtgesellschaft sich bewegen und eine Lösung, einen Raum für die Vielfalt finden, sie in der Stadtgesellschaft integrieren. Tut sie das nicht, beginnt eine Stadt ihre Vielfalt zu beschränken, droht sie zu sterben. Das mag drastisch klingen, doch nichts anderes ist derzeit beispielsweise in zahlreichen deutschen Innenstädten zu beobachten, in denen Verantwortliche statt auf Vielfalt auf eine immergleiche Shopping-Einfalt setzten. Und jetzt mit Leerständen und toten Fußgängerzonen den Preis dafür bezahlen.

Es gibt zahlreiche weitere Beispiele, die zeigen, wie das Scheitern der Integration von Vielfalt zu sozialen Spannungen und wirtschaftlichen Verwerfungen innerhalb von (Stadt)Gesellschaften führen kann. In den monotonen Banlieues, den Vorstädten der französischen Metropolen mit einem planerischen Ungleichgewicht von bis zu 60 Prozent Sozialbauten, kam es in der Vergangenheit immer wieder zu gewaltvollen Unruhen. In Detroit, einst ein florierendes Zentrum der amerikanischen Autoindustrie, gelang es nie, mit der zunehmenden ethnischen und sozialen Vielfalt umzugehen. Die rassistische Segregation und die wirtschaftliche Benachteiligung bestimmter Bevölkerungsteile führten auch hier zu Aufständen, durch die sich wiederum die Abwanderung der weißen Mittelschicht verstärkte. Durch den sogenannten White Flight verschlechterte sich die wirtschaftliche Lage der Stadt erheblich. Die vorherige Ausgrenzung der armen Bevölkerungsschichten machte die Stadt später also auch für die vermögenden Bevölkerungsschichten unattraktiv. Eine der politischen Folgen des Verlusts an Vielfalt ist ausgerechnet die Stärkung politischer Extremisten.

Es geht aber auch andersherum. Brandenburg ist zum Beispiel eine der Regionen, die in Deutschland derzeit überdurchschnittlich wirtschaftlich wächst. Verantwortlich dafür ist vor allem die neue Vielfalt der Industrieansiedlungen der letzten Jahre. Die positiven Entwicklungen der E-Mobilität und die gesteigerte Windkraftnachfrage fangen dann auch die Umsatzrückgänge in der Bauindustrie auf. Am Ende steht für die Region dennoch ein Plus. Vielfalt ist eben kein Selbstzweck, sondern ein entscheidender Innovations- und Wirtschaftsfaktor. Zahlreiche Studien belegen zum Beispiel, dass divers aufgestellte Unternehmen und Teams deutlich effektiver arbeiten. 2020 untersuchte die Beratungsagentur McKinsey 1000 Unternehmen in 15 Ländern und stellte fest: „Je diverser, desto erfolgreicher.“ Vielfalt im Unternehmen konnte die Profitabilität um 25 bis 36 Prozent steigern.

Die Vielfalt ist und bleibt das Lebenselixier einer jeden Gemeinschaft. Gibt eine Gesellschaft der Vielfalt keinen Raum mehr, stärkt sie über kurz oder lang die Effekte, die mit der Zeit zu ihrem Niedergang führen können. Eine Stadt, in der die Einfalt konkurrenzlos herrschen kann, produziert keine Innovationen mehr, sondern das Immergleiche. Für kreative Menschen, für Gestalter ist das kein attraktives Lebensumfeld. Soziologen haben das Phänomen der „Shrinking Cities“, der kleiner werdenden Städte, hundertfach untersucht. Es sind die Kreativen, die finanziell Starken, die Mutigen, die einer einfältigen Stadt meist den Rücken kehren. Und mit ihnen geht des letzte bisschen Farbe. Zurück bleibt die Monotonie.

Ob Städte und Stadtquartiere für ihre Bewohner gut funktionieren, hängt also entscheidend von ihrer Fähigkeit ab, Vielfalt zu managen. Diese Fähigkeit wird sich in Zukunft an noch größeren Herausforderungen messen müssen. Denn längst sprechen Soziologen nicht mehr nur von einer diversen Gesellschaft, sondern sehen unsere Gemeinschaft schon jetzt auf dem Weg in die Superdiversität. Mit welchen Folgen?

AUF DEM WEG IN DIE SUPERDIVERSITÄT

Text
Daniel
Wiechmann

2007 prägte der Soziologe und Migrationsforscher Steven Vertovec den Begriff der Superdiversität. Mit ihm wollte er die neue Komplexität von Vielfalt in der Gesellschaft greifbar machen.

Beeinflusst wird diese maßgeblich von den weltweiten Migrationsbewegungen der letzten Jahrzehnte. Doch was macht die neue Superdiversität aus? Und welche Konsequenzen ergeben sich aus ihr? >

Was ist typisch deutsch? Moin oder Grüß Gott? Schwarzwald oder Wattenmeer? Bankenskyline oder Fachwerkhaus? Dackel oder Chihuahua? Saumagen oder Currywurst? Oder sollte man sich nicht vielleicht doch lieber auf den Döner als kleinsten deutschen kulinarischen Nenner einigen? Der geht schließlich immer und überall. Ob typisch deutsch, typisch italienisch, typisch amerikanisch, typisch Russe, typisch Moslem, typisch Asiate oder typisch Araber ... für jeden dieser Kulturkreise ließe sich – ein wenig Hintergrundrecherche vorausgesetzt –



> Wer bin ich? Wer sich mit der eigenen Diversität auseinandersetzt, staunt über die vielen Möglichkeiten und Perspektiven, die Vielfalt eröffnet.

eine ähnliche Zusammenstellung erstellen, die aufzeigt, wie wenig komplex unser Blick auf den dahinterstehenden Menschen oft ist. Von wegen „typisch“.

Der Soziologe Steven Vertovec hat dazu viele Jahre am Max-Planck-Institut geforscht und im Jahr 2007 für dieses Phänomen den Begriff der Superdiversität geprägt. Um ein Verständnis für die Superdiversität zu entwickeln, muss jedoch niemand auf die globalen Migrationsströme oder auf die vielfältigen kulturellen Unterschiede innerhalb von Nationalstaaten oder ethnischen Gruppen blicken. Er kann auch ganz einfach in einen Spiegel schauen und die Superdiversität dort entdecken, wo sie einem am nächsten ist: bei einem selbst.

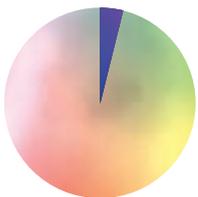
Wer die Komplexität

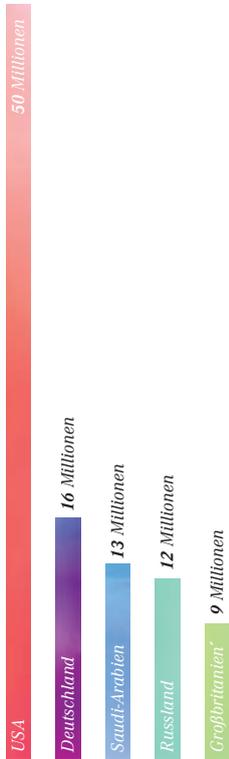
der Supervielfalt entschlüsseln will, benötigt dafür nur die einfache Frage „Wer bin ich?“ und gängige Klassifizierungen wie Gender, sexuelle Orientierung, Alter, Ethnie, körperliche Merkmale, Familienstand, Nationalität, Wohnort, Beruf oder Hobbies. Wer bin ich? Fragt sich auch der Autor dieses Textes. Ich bin ein Mann. Weiß. Heterosexuell. Nicht behindert. Also in höchstem Maße privilegiert. Mir stellen sich weniger gesellschaftliche Widerstände entgegen als anderen Menschen. Ich weiß, dass es Menschen gibt, die das für sich abstreiten. Ich tue das nicht. Ich bin 50 Jahre ... alt? Oder jung? Was bedeutet (mir) diese Zahl? Was sagt sie über mich aus? Ich habe keine Ahnung. Ich bin Deutscher. Oder Ostdeutscher? Wie viele meiner 15 Lebensjahre in der DDR stecken noch immer in mir? Und was verbinde ich eigentlich damit „deutsch“ zu sein? Die stärkste Beziehung zum „Deutschen“ spüre ich definitiv durch meine Muttersprache, die ein Stück weit zu meinem Beruf geworden ist. Ich bin in Berlin aufgewachsen. Lebe mittlerweile jedoch mehr als die Hälfte meines Lebens in München. Bin ich Berliner? Münchner? Keines von beiden? Bereits eine Handvoll an Kategorien reicht aus, um mir die Vielfalt an Rollen und Netzwerken aufzuzeigen, die meine Identität und Persönlichkeit beeinflussen. Ich bin, ob ich es will oder nicht, ziemlich divers. So wie jeder andere Mensch.

Das persönliche Beispiel zeigt unmittelbar auf, dass Superdiversität kein theoretisches Hirngespinnst ist, sondern eine gesellschaftliche

Mythos Migration

Nur 4 Prozent der Menschen weltweit leben nicht in dem Land, in dem sie geboren sind.
Migration ist - global gesehen - derzeit tatsächlich kein großes Thema.





Von den **281 Millionen Migranten** weltweit leben – in absoluten Zahlen gemessen – die meisten in den USA (50 Millionen). Die zweitmeisten in Deutschland (ca. 16 Millionen). Es folgen Länder wie Saudi-Arabien (13 Millionen), Russland (12 Millionen) und Großbritannien (ca. 9 Millionen).

Realität abbildet, die bisher im eher eindimensional geführten Diskurs über „die Alten“, „die Jungen“, „die Männer“, „die Frauen“, „die Deutschen“ oder „die Ausländer“ gern unberücksichtigt bleibt.

Doch die Superdiversität ist da und sie wirkt nicht nur auf der persönlichen Ebene, sondern auch konkret in die Gesellschaft hinein. Wie genau, das zeigt der deutsche Soziologe und Hochschullehrer Aladin El-Mafaalani in seinen Vorträgen zum Thema gern anhand einer ganz normalen statistisch hergeleiteten Grundschulklasse einer „typischen“ deutschen Großstadt auf. In der befinden sich in der Regel 25 Kinder. Es gibt 13 Mädchen und 12 Jungen. 15 der Kinder der Klasse haben – setzt man die heute üblichen Migrationskriterien eines Kultusministeriums an – einen Migrationshintergrund. Das entspricht einem Anteil von 60 Prozent. Schaut man auf dieselbe Klasse durch die „Superdiversitäts-Brille“, wie El-Mafaalani es nennt, befinden sich plötzlich 17 Kinder mit Migrationshintergrund in der Klasse, da im Konzept der Superdiversität auch Kinder in dritter oder vierter Generation berücksichtigt werden, da auch sie ein Migrationsmerkmal aufweisen. Diese 17 Kinder kommen aus 11 verschiedenen Ländern von 3 Kontinenten. Die Eltern dieser migrantischen Kinder fühlen sich 14 ethnischen Gruppen zugehörig. Es sind unter anderem so viele, da Mutter und Vater nicht automatisch derselben ethnischen Gruppe angehören. In der Klasse gibt es 8 Konfessionen. Es werden neben Deutsch 11 weitere Sprachen gesprochen.

6 dieser Grundschul Kinder mit Migrationshintergrund haben keine deutsche Staatsbürgerschaft, 5 jedoch schon. Und insgesamt 11 sind in Deutschland geboren. Wie „deutsch“ diese Kinder durch ihre Biografie wohl bereits geworden sind?

Was folgt aus dieser Betrachtung der Grundschulklasse? Ganz einfach: Die Migranten? Die gibt es so nicht mehr. Denn einerseits erkennt die Superdiversität sogar noch mehr Kinder mit Migrationshintergrund als bisher, sie berücksichtigt jedoch auch, ob Kinder mit Migrationshintergrund in Deutschland geboren sind oder gar deutsche Staatsbürger sind und damit stärker mit dem hiesigen Kulturkreis verbunden sind. Und der ist, wie die persönliche Betrachtung zuvor gezeigt hat, auch ohne Migration schon superdivers genug. Wie gesagt, diese tief verzweigte Diversität wird nicht mehr weggehen. Im Gegenteil, sie wird sich durch die vom Klimawandel und von anderen Krisen und Kriegen bedingte Migration eher noch verstärken.

∨
Ob auf dem Spielplatz oder in der Grundschule: Wer genau hinschaut, entdeckt dort eine Diversität, die weder Politik noch Gesellschaft hinreichend adressieren.





<
 „Die Alten“, „die Jungen“, „die Deutschen“, „die Araber“, „die Migranten“ ... Menschen in Schubladen zu stecken ist einfach, wird ihrer persönlichen Biografie und ihrem Wesen jedoch niemals gerecht.

Land mit dem höchsten relativen Anteil an Migranten an der Gesamtbevölkerung:
 Vereinigte Arabische Emirate:88,1 %
 Zum Vergleich:
 Deutschland:18,8 %

Zu den Schlüsselfähigkeiten einer zukunftsfähigen Gesellschaft wird es gehören, die Komplexität der beschriebenen Superdiversität anzunehmen, Vielfalt tatsächlich zu leben und unterschiedliche Menschen – nicht nur Migranten, sondern jede marginalisierte Gruppe in unserer Gesellschaft – immer wieder funktional zusammenzubringen. Kurzgefasst: Die Fähigkeit zur Integration wird entscheidend dafür sein, wie sich unsere Gesellschaft in ein paar Jahrzehnten anfühlen wird.

Dabei ist das Thema Integration unbedingt als eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe anzusehen. Integration betrifft alle Gesellschaftsgruppen, die – aus welchen Gründen auch immer – ausgegrenzt werden. Das können Menschen mit Behinderung sein,

junge Menschen, Rentner, die der Altersarmut überlassen werden, Alleinerziehende, Frauen (Gender-Care- und -Gender-Pay-Gap), Migranten oder sozial benachteiligte Gruppen.

Dabei ist Integration keine Bringschuld, wie sie oft beschrieben wird, sondern eine Interaktion. Die Verantwortung für Integration liegt nicht primär bei der marginalisierten Gruppe. Im Gegenteil, diese Menschen sind auf die Unterstützung von Menschen angewiesen, die bereits in der Gesellschaft verwurzelt sind. In deren Verantwortung liegt es, Strukturen zu schaffen, die ausgegrenzten Menschen Teilhabe ermöglichen. Natürlich kommt es dabei zu Konflikten. Auf einer Party, zu der 200 statt 100 Gäste kommen, weil die geladenen Gäste

unerwartet noch Begleitungen mitgebracht haben, gehen die Getränke nun mal schneller aus als gedacht. Wie reagieren die Veranstalter? Kriegt weiterhin nur wer eingeladen war, etwas zu trinken? Kriegt jeder nur eine kleine Ration? Oder macht man sich vielleicht Gedanken darüber, wie man mehr Drinks für alle auf den Tisch stellen kann? Integration sorgt zunächst immer auch für Verteilungskonflikte.

Doch die Integrationskonflikte sind nicht nur materieller, sondern auch kultureller Natur. Menschen sind soziale Wesen. Jeder von uns will gesehen und anerkannt werden. Am gemeinschaftlichen Leben teilhaben. Doch diese Teilhabe darf kein Almosen sein, sondern sollte auf Augenhöhe stattfinden können, wie die Kontakttheorie beweist. Mit ihr belegen Soziologen, wie enorm wichtig

Begegnungen unterschiedlicher Gesellschaftsgruppen für das Gelingen von Integration sind. Die Kontakttheorie zeigt auf, dass Menschen in Großstädten, in denen es eine große Diversität in Schulen, am Arbeitsplatz, in Parks und an anderen Orten gibt, und je mehr Kontakt Menschen dadurch mit diesen unterschiedlichen Gruppen haben, eine umso mehr veränderte Einstellung gegenüber allen fremden Personengruppen haben. In ländlichen Gebieten, wo es keine so große Diversität gibt, ist das nicht so. Die Kontakttheorie erklärt auch das Phänomen, dass Extremisten besonders häufig in Regionen stark sind, in denen es noch wenig gesellschaftliche Diversität gibt. Dort wird Vielfalt als Chaos wahrgenommen und nicht als das, was sie eigentlich ist: Komplexität.

Eine Gesellschaft, die Vielfalt leben und Teilhabe ermöglichen will, muss daher Orte der Begegnung schaffen. Vor allem unsere Städte und Quartiere müssen auf diversen Angeboten und Nutzungen aufbauen, um unterschiedliche Gesellschaftsschichten anzusprechen, so dass zwischen diesen verschiedenen Menschen Verständnis und Vertrauen entstehen kann. Diese Orte müssen offen und durchlässig konzipiert sein. Gelingt das, ist einer der wichtigsten Schritte für das Gelingen von Integration und das Meistern der Superdiversität bereits getan.

v

Gesellschaften entstehen durch Teilhabe. Jeder von uns will gesehen und wahrgenommen werden.



Zahl der jährlich in Deutschland **benötigten Zuwanderung**, um die Zahl der Arbeitskräfte auf dem aktuellen Niveau zu halten:
.....**400.000** Menschen

Durchschnittliche **Nettozuwanderung pro Jahr nach Deutschland** seit 2004:
.....**368.000** Menschen

**”
AM ENDE
MUSS AUS
DER VIELFALT
ETWAS GE-
MEINSAMES
ENTSTEHEN
“**

Interview
Nina
Bovensiepen &
Daniel
Wiechmann



Wie gelingt es einem großen Orchester, dass die Vielzahl seiner Instrumente und seiner Persönlichkeiten nicht ins Chaos führt? Wir sprachen mit der 1. Geigerin Anne Schoenholtz und Orchestermanager Nikolaus Pont vom Symphonieorchester des Bayerischen Rundfunks über Repertoire, Veränderungen im Berufsbild, Identität und Visionen, den Kampf um neue Zielgruppen ... eben über die vielfältigen Herausforderungen, denen sich selbst ein Spitzenorchester wie das BRSO gegenüber sieht. >

Vielfalt steckt in der DNA eines Orchesters. Gute und erfolgreiche Orchester müssen in der Lage sein, Vielfalt zu leben. Stimmen Sie zu?

Nikolaus Pont (NP): Unbedingt! Wir durchleben aktuell in der Musikwelt viele Entwicklungen, aus denen sich immer neue Erwartungshaltungen formen, denen wir als Orchester gerecht werden müssen und wollen. Allein wenn ich an das Repertoire denke, liegt darin eine unglaubliche Vielfalt. Das sind mittlerweile 250 bis 300 Jahre, die ein modernes Orchester heutzutage beherrschen muss. In der einen Woche müssen sich unsere Musiker auf eine barocke Musiksprache einlassen. In der nächsten auf eine Partitur, die gerade erst vor 4 Tagen fertig geworden ist.

Anne Schoenholtz (AS): Ich glaube, dass es für Orchester heutzutage grundsätzlich sehr wichtig ist, eine persönliche Vielfalt zu entwickeln und zu zeigen. Nur durch eine nach außen getragene Vielfalt können sich Orchester voneinander unterscheiden, statt in der Beliebigkeit zu versinken.

Orchester ist ein Mannschaftsspiel, das jedoch nur funktionieren kann, wenn ganz unterschiedliche, vielfältige Instrumente und Persönlichkeiten zusammenwirken. Wie erleben Sie das?

NP: Genau das ist der Kern der Faszination, die ein Orchester umgibt. Die Musiker kommen mit ihrem Instrument, ihren persönlichen Vorlieben und

Leidenschaften, ihren Arbeits- und Spielweisen und treffen mit rund 100 anderen Musikerinnen zusammen, denen es genauso geht. Manchmal sind die Unterschiede zwischen diesen Individuen größer, manchmal kleiner. Doch egal, wie groß und wie vielfältig die Unterschiede auch sind: Am Ende muss immer etwas Gemeinsames entstehen.

Wie viele Stars verträgt ein Orchester?

AS: Ich glaube, wir unterscheiden uns in der Zusammensetzung gar nicht so sehr von den Teams „normaler“ Unternehmen. Ich hatte neulich eine Diskussion mit einer Freundin zu diesem Thema. Sie meinte, bei ihr in der Firma gäbe es ein großes Mittelfeld an Teammitgliedern, das motiviert ist und sich je nach Projekt unterschiedlich intensiv engagiert. Ein Drittel der Menschen machen dort lediglich, was nötig ist. Und ungefähr 10 Prozent sind, wenn man so will, Stars. Das sind Menschen, die unheimlich viel investieren, die andere antreiben und mitreißen, die Visionen entwickeln. Ich konnte diese Aufstellung sehr gut nachvollziehen. Natürlich brauchen wir Stars im Orchester, weil es denen immer wieder gelingt, die anderen Kolleg*innen zu Höchstleistungen zu motivieren. Für unser Orchester stelle ich fest, dass sich die meisten darüber freuen, dass wir solche Stars in unserem Orchester haben. Wir sind ein Leistungsorchester.

▼
Inmitten der Vielfalt des
Werkviertels ist Platz für die
Zukunftsvisionen des BRSO



NP: Der Vergleich ist natürlich nicht neu und funktioniert nur begrenzt, aber ich musste bei der Frage sofort an eine Fußballmannschaft denken. Da braucht es ja auch die Spielmacher und die Goalgetter, die meistens als die Stars des Teams angesehen werden. Diese Goalgetter, die ständig auf dem Weg nach vorn sind, können jedoch nur dann glänzen, wenn die Spieler im defensiven Mittelfeld oder in der Abwehr perfekt „funktionieren“, Räume zu machen und Sicherheit – und damit Freiheiten! – schaffen, damit vorne virtuos gepasst und gedribbelt werden kann.

Idealerweise helfen auch die Goalgetter heutzutage in der Defensive. Immer mehr Trainer sagen nicht umsonst, dass die Abwehr bereits im Sturm beginnt.

NP: Richtig. Was jedoch die offensiven und defensiven Spieler alle eint: Sie wollen gewinnen. Aber damit das gelingt, muss und darf sich ihr sportlicher wie künstlerischer Ehrgeiz in unterschiedliche Richtungen – nach vorne und hinten – entfalten.

Wie wichtig sind Stars dafür, dass am Ende des Tages die Kasse stimmt?

NP: Wir sind noch immer ein Betrieb, der sehr auf einem Starverständnis fußt. Das betrifft nicht nur uns, sondern auch andere Orchester. Stars, insbesondere im Solobereich, sorgen für gewisse Einnahmen und Ticketverkauf und für eine gewisse Stabilität und Planbarkeit. Das Publikum fragt die großen Stars, die großen Namen nach. Beethoven und Tschaikowsky sind populär.

Aber noch viel populärer sind eben Ann-Sophie Mutter oder Lang Lang. Diesen Fokus sehe ich nicht unkritisch, weil er am Ende auch der Vielfalt und den Entfaltungsmöglichkeiten unserer Branche entgegenwirkt. Große Namen führen oftmals auch zu teureren Karten, die sich nur ein wohlhabendes Publikum leisten kann.

Wie wichtig ist der Trainer, der Dirigent, um die Vielfalt im Orchester zu bändigen?

AS: Für uns als Künstler ist er enorm wichtig. Und im Moment haben wir mit Sir Simon Rattle einen Trainer, der von allen geliebt wird und für Harmonie sorgt. Vielfalt funktioniert ja nur, wenn wir eine Ebene finden, auf der wir alle in die gleiche Richtung gehen. Gelingt das nicht, ist das Ergebnis Chaos.

NP: Zur Vielfalt gehört auch immer eine Art kollektives Bewusstsein, ein Verantwortungsgefühl. Wir brauchen die angesprochenen Stars, aber keine Egos. Jemand, der nur auf seine persönlichen Schlagzeilen und Interessen aus ist, dem das Abschneiden des Orchesters insgesamt egal ist, solange er gut performt, der ist heute nicht mehr gefragt.

Wodurch erzeugt Sir Simon Rattle die angesprochene Harmonie?

AS: Ich empfinde Sir Simon Rattle in der Zusammenarbeit sehr alterslos. Er begegnet jungen wie älteren KollegInnen immer auf Augenhöhe. Er agiert am Puls der Zeit. Er ist unglaublich herzlich, empathisch und nahbar. Er ist offen und durch sein menschliches



Nikolaus Pont ist seit über zehn Jahren Orchestermanager des BRSO und kümmert sich unter anderem darum, dass alles außerhalb der Musik richtig läuft. Ob künstlerische Leitung, Tourneen, Arbeitsalltag oder Publikumszuspruch, überall ist Pont mit seinem Team involviert. Schließlich ist ein Orchester mit seinen rund 100 Mitarbeitenden mit einem mittelständischen Unternehmen vergleichbar. Auf die Frage, wer der eigentliche Chef des Orchesters sei, erklärte Pont einmal: „Immer, wenn Sir Simon Rattle und ich uns begegnen, begrüßen wir uns mit den Worten: Hi, Boss.“

Anne Schoenholtz ist seit 2011 Mitglied des Symphonieorchesters des Bayerischen Rundfunks. Mit dem Geigenspiel begann sie im Alter von vier Jahren. Ihre Leidenschaft für ihren Beruf und die Orchesterarbeit lebt sie nicht nur auf der Bühne, sondern seit 2022 auch vor dem Mikrofon aus. Im Orchester-Podcast „Schoenholtz“ ermöglicht sie den Zuhörenden spannende Einblicke in das Innenleben des BRSO und durch Gast-Musiker abwechslungsreiche Ausflüge in die Welt der klassischen Musik.

wie musikalisches Spektrum ...

... durch seine Vielfalt? ...

... entstehen für uns so viele Möglichkeiten.

Gibt es Instrumentengruppen, die bestimmte Persönlichkeiten anziehen? Spiegelt sich die Vielfalt der Instrumente bei Ihnen auch in einer menschlichen Vielfalt wider?

AS: Das ist ja immer die Frage: Was war zuerst da? Das Huhn oder das Ei? Beeinflusst der Mensch das Instrument? Oder verändert das Instrument den Menschen. Die psychologischen Auffälligkeiten, die Sie angesprochen haben, sehe ich durchaus. Allein schon bei uns Geigerinnen. Wir haben ja zwei Geigengruppen, eine erste und eine zweite. Eine Aushilfe, die in beiden Gruppen gespielt hat, sagte einmal zu mir, sie hätte das Gefühl gehabt, in einem ganz anderen Orchester zu sein. In der ersten Geigengruppe, in der ich auch bin, sind wir sehr meinungsstark. Und halten mit unserer Meinung auch nicht hinter dem Berg. Wir kriegen deswegen auch manchmal Ärger mit dem jeweiligen Dirigenten. Die zweite Gruppe arbeitet dagegen sehr viel ruhiger und fokussierter. Mich faszinieren beispielsweise auch die extrem unterschiedlichen Charaktere bei den Solobläsern.

NP: Ich sehe die Beziehung zwischen Persönlichkeit und Instrument auch. Manchmal frage ich mich sogar, wer hier wen beeinflusst. Vielleicht verhält es sich mit Musikern ja bisweilen ähnlich wie mit Tierbesitzern, die mit den Jahren ihrem Tier

immer ähnlicher werden. Ein Instrument, das sagen viele Musiker*innen, hat bis zu einem gewissen Grad ja auch eine Art Eigenleben.

Ist die Persönlichkeit ein Merkmal, auf das beim Vorspielen geachtet wird?

AS: Wir sind vielleicht der einzige Beruf, in dem es kein echtes Vorstellungsgespräch gibt. Wir erleben unsere zukünftigen Kolleginnen nur optisch und durch Töne. Es gibt zwar ein Motivations schreiben, aber die ähneln sich meist sehr. Dennoch glaube ich, dass man aus der Interaktion und dem Zusammenspiel ganz viel über einen Menschen erfährt. So wie ich glaube, dass die Menschen, die uns als Orchester hören, spüren, für welche gesellschaftlichen Werte wir stehen. Ob wir eher konservativ, pluralistisch, ernst oder fröhlich sind. Ich fände es so wichtig, dass wir unsere Vision des Orchesters weiterentwickeln und uns selbst darüber klar werden, wie wir als Orchester auf die Menschen wirken und welche Menschen wir ansprechen wollen. Dazu gehört auch unsere Verbindung zum Werksviertel ...

... Sie nehmen hier regelmäßig Ihren Podcast auf, sind auf zahlreichen Veranstaltungen des Viertels präsent und eines Tages wird hier das neue Stammhaus des BRSO stehen ...

AS: Das Werksviertel mit seiner Vielfalt verpflichtet uns regelrecht, uns noch intensiver mit etwas auseinanderzusetzen, was ohnehin auf unserer Zukunftsagenda steht. Ich denke, wir müssen



uns als Orchester immer wieder die einfachen Fragen stellen. Was ist eigentlich ein Konzerthaus? Früher war ein Konzerthaus etwas völlig anderes, als es heute sein muss. Was ist ein Symphonieorchester? Wenn wir ein junges Publikum, junge Familien erreichen wollen, dann müssen diese Menschen sich mit ihren Themen, ob das nun der Klimawandel ist oder Kriegsängste sind, in unseren Konzerten wiederfinden. Durch eine besondere Programmierung oder durch die Moderation. Natürlich könnten wir auch sagen, dass wir nur dafür da sind, das alte Repertoire zu erhalten und in der bestmöglichen Qualität darzubieten. Das wäre vielleicht relativ bequem, aber weder besonders innovativ noch nah am Zeitgeist.

Stichwort junges Publikum: Hat die Klassik ein Nachwuchsproblem?

NP: Ich werde seit 25 Jahren mit Fragen dazu konfrontiert, ob unser Publikum aussterben wird. Bei aller Sorge um den Nachwuchs, sollten wir nicht aus den Augen verlieren, dass seit 25 Jahren offenbar immer wieder ein Publikum nachgewachsen ist, dass in uns etwas Besonderes sieht. Wir bieten als Orchester übrigens auch einen gesellschaftlichen Mehrwert, der in meinen Augen in der Wahrnehmung oft viel zu kurz kommt: Wir bieten Menschen die Möglichkeit, sich zwei Stunden lang auf etwas zu konzentrieren und einzulassen. Das ist bei uns möglich. Wir sind

^
„Der Saal, in dem wir spielen, ist unser Instrument“, sagt Anne Schoenholtz. Und Grundvoraussetzung für die Entwicklung einer klanglichen DNA.

nun mal kein 3-Minuten-YouTube-Format.

Würde Ihnen eine eigene Heimat helfen, die angesprochene Vision und ein unverwechselbares Profil zu entwickeln?

NP: Nicht nur helfen, sie ist letztlich die Grundvoraussetzung dafür. Wie eng ist die Identität der Berliner Philharmoniker mit der Philharmonie verknüpft, deren Form sich sogar im Logo wiederfindet. Die Wiener Philharmoniker werden auch durch den großen Erfolg des Neujahrskonzerts automatisch mit ihrem goldenen Konzertsaal in Verbindung gebracht, was ja auch wieder sehr identitätsprägend ist. Oder das Concertgebouw in Amsterdam, dieses palastartige klassische Gebäude mit der ansteigenden Bühne und dem Publikum, das teils oberhalb der Bühne sitzt. Und der Dirigent kommt von oben eine Treppe herunter. Das alles sind Bilder, die mit den jeweiligen Orchestern verbunden sind. Und diese Bilder fehlen uns natürlich. Was mit uns verbunden wird, sind die Kabelknäule im Backstagebereich des Herkulesaals, die ich auf so vielen Fotos entdeckte.

AS: Der Saal, in dem wir spielen, ist ja auch unser Instrument. Die Wiener Philharmoniker klingen so samtig-weich, weil sie seit Jahrhunderten in diesem samtig-weichen Raum spielen. Eine solche klangliche DNA können wir derzeit gar nicht entwickeln. Wie will man denn wiedererkannt werden, wenn man jeden Tag

einen neuen Haarschnitt, eine andere Haarfarbe und einen anderen Klamottenstil hat? Wir brauchen ein akustisches und auch ein optisches Wiedererkennungsmerkmal.

Im Werksviertel?

AS: Ich glaube noch immer daran, dass das ein absolutes Leuchtturmprojekt sein kann. Vor allem, wenn wir nicht aufhören, darauf zu bauen, uns als Künstler in einem Kreativquartier zu begreifen und wir dafür ein richtiges Konzept entwickeln. Nicht nur für uns, sondern im Austausch mit anderen hier vor Ort. Themenwochen im Werksviertel: der Jazzclub macht etwas, der Blumenladen macht etwas, die Galeristen machen etwas und wir spielen die Musik dazu. Um kreativ zu sein und uns neuen Zielgruppen zuzuwenden, müssen wir uns gar nicht so sehr verbiegen und beispielsweise im Bikini auftreten. Nein, wir sind in unserem Kerngeschäft, aber dieses ist so tief in die Vielfalt des Viertel eingebettet, dass neue gesellschaftliche Zugänge ganz automatisch entstehen.

NP: Kerngeschäft ist ein schönes Stichwort. Neben all den denkbaren Formaten und neuen Orten, mit denen wir schon jetzt Präsenz zeigen und in Zukunft, so wie Anne sagt, noch viel mehr wollen, ist und bleibt es ein ganz wichtiger Teil unserer Arbeit, in der großen Besetzung von bis zu 115 Musikern aufzutreten. Weil das eben auch etwas ganz Spezielles und Unverwechselbares ist. Bei allen Veränderungen sollten wir das nicht kompromittieren – auch um den Wert neuer Formate und Plattformen nicht zu kompromittieren.

AS: Wir brauchen natürlich keine neuen Formate nur um des Neuen willen. Ich finde es aber schon spannend, was zum Beispiel durch die Digitalisierung in Zukunft möglich sein wird. Auf einem Symposium wurde uns ein Tool vorgestellt, mit dem sich Menschen im Publikum über einen QR-Code zum Beispiel nur die Bratschenstimme auf das eigene Handy holen können. Und der Nachbar sagt sich vielleicht, wenn Du die Bratsche hast, hol ich mir die Geige. So etwas könnte man ja als Lunch-Konzert machen, während es am Abend wieder klassischer wird.

Woran würden Sie eine Vision für das BRSO ausrichten wollen?

AS: Genau damit müssen wir uns auseinandersetzen. Orchester funktionieren heute nicht mehr wie vor 150 Jahren. Alles drumherum hat sich verändert. Wir können nicht so tun, als würden wir in einem Tunnel leben. Wir sollten mehr sein als eine schöne Insel aus einer alten Zeit, die heute noch Bestand haben

soll. Ich würde mir zum Beispiel mehr People Of Colour im Orchester wünschen. Oder mehr Dirigentinnen. Wir sind schließlich ein Spiegel der Gesellschaft.

NP: Da stimme ich Dir zu. Wir werden in diesen Zeiten des Umbruchs auch daran gemessen, wie wir die Türen für andere geöffnet haben und welches Erbe wir damit eines Tages hinterlassen werden. In Teilen ist das auch ein natürlicher Prozess. Wir haben in der letzten Zeit, viele langjährige und prominente Orchestermitglieder verabschiedet, die durch 30 bis 40 Jahre jüngere Musikerinnen ersetzt wurden. Die bringen ein ganz anderes Mindeframe ins Orchester. Die Internationalität hat bei uns in den letzten Jahren enorm zugenommen.

Wie hat sich das Berufsbild des Orchestermusikers in den letzten Jahren geändert?

AS: Es ist vielfältiger geworden. Allein durch die zig Gremien in unserem Orchester, die alle bespielt werden müssen. Es gibt einen künstlerischen Beirat, einen Vorstand, eine Klimagruppe, ein Education-Gremium, ein Podcast-Team ... Diese organisatorische Vielfalt kostet nicht nur Zeit, sondern setzt auch die Bereitschaft voraus, sich einzubringen. Aus dieser Vielfalt entwickelt sich übrigens auch ein ganz neues Selbstverständnis. Ich hätte auch nie gedacht, dass ich als Musikerin einmal einen Podcast moderieren würde. Aber er hilft uns, Menschen zu erreichen und noch einmal auf eine andere Weise zu vermitteln, was wir als Orchester eigentlich machen und sind.

NP: Diese Entwicklung finde ich bemerkenswert. Mir fiel das letztens auch erst wieder bei einem unserer Watch-This-Space-Konzerte hier im Werksviertel auf. Da haben zwei Musiker*innen zwischendrin für eine unglaublich sympathische, persönliche und zugleich top professionelle Moderation und Vorstellung der Stücke gesorgt. Und das, obwohl sie beim Spielen selbst sehr fokussiert sein mussten, weil ihnen die Stücke technisch sehr viel abverlangt haben.

Wie ist es eigentlich um die Vereinbarkeit von Familie und Beruf im Orchester bestellt? Können Musikerinnen auch Mutter sein?

AS: Wir sind inzwischen sehr familienfreundlich geworden.

NP: Wir wollen ein so familienfreundliches Arbeitsumfeld bieten wie irgendwie möglich. Dazu gehört auch die Auseinandersetzung mit den spezifischen Herausforderungen, die beispielsweise eine Teilzeit-Verfügbarkeit von Orchestermitgliedern für ein Ensemble mit sich bringt. Da braucht es an manchen Stellen Um- und Neudenken, kollektives Bewusstsein, Kollegialität und Fingerspitzengefühl, aber von all dem orte ich beim BRSO eine Menge.





Schönste Aussicht in München



27 Gondeln
MIT 422 Plätzen

KULINARISCHE RUNDFAHRTEN WIE
WEISSWURST- ESSEN
ODER EIN SAISONALER PICKNICK KORB



THEMEN-
GONDELN WIE

KUSCHEL-, BEACH-, MEETING-
GONDEL



ATEMBERAUBENDER **PANORAMABLICK**
ÜBER DIE GANZE STADT BIS
IN DIE ALPEN

"Erleben Sie mit uns einzigartige Momente über den Dächern
Münchens – von exklusiven Gondeln bis hin zu exklusiven
Events!"



30 MINUTEN DAUER
EINER FAHRT



78 m
GESAMTHÖHE



EINTRAG IM
**GUINNESS BUCH
DER REKORDE**

Als GRÖSSTES MOBILES
RIESENRAD DER WELT



BETRIEB MIT
**ÖKOSTROM & ENERGIERÜCK-
GEWINNUNG**

DER MENSCH ALS AMEISE?

133 Stufen legen Kinder und Jugendliche auf einem eindrucksvoll gestalteten Lehrklettersteig im WERK3 zurück, um zur Hoch-Stadtalm zu gelangen. Wir haben uns angeschaut, welche Geschichten rund um das Thema Biodiversität sie beim Aufstieg erfahren. >

Text
Daniel
Wiechmann



Blattschneiderameisen mit Nahrung für „ihren“ Pilz, mit dem sie in Symbiose leben. Ohne dessen Eiweißkörper würden die Ameisen verhungern.





Es gibt im Werksviertel-Mitte einen besonders bunten Ort, den nicht jede und jeder zu Gesicht bekommt. Auf der Tür, die zu diesem Ort führt, ist in grünen Buchstaben „Almschule“ zu lesen. Hinter der Tür beginnt der sogenannte Lehrklettersteig, über den immer wieder Schulklassen auf die Stadt-Hochalm auf das Dach des WERK3 gelangen, eine Dachlandschaft mit Wiese, Hochbeeten, Schafherde und Forscherhütte. Lehrklettersteig? Ein passender Name für das Treppenhaus, wie sich alsbald herausstellt. Die 133 Betonstufen sind hoch. Der Aufstieg beschwerlich. Zum Glück kann und will man auf dem Weg nach oben immer wieder innehalten. Denn die Wände des Treppenhauses sind mit riesigen Graffiti gestaltet, die nicht nur schön aussehen, sondern eine Geschichte erzählen, die im Grunde genommen die Geschichte der Biodiversität ist.

Wie sehr wir Menschen die Biosphäre unseres Planeten bereits verändert

haben und mittlerweile prägen, belegen ein paar eindrucksvolle Statistiken. Betrachtet man die globale Biomasse der auf dem Festland der Erde vorhandenen Wirbeltiere, entfallen auf uns Menschen rund 36 Prozent. Die von uns gehaltenen Nutztiere wie Hühner, Schweine oder Rinder machen rund 62 Prozent der Biomasse aus. Wildtiere, also Elefanten, Zebras, Rehe, Affen, Löwen oder Waschbären, machen unter den Festland-Wirbeltieren nur noch 3 Prozent der Biomasse aus. Den 1,6 Milliarden Rindern und Büffeln aus der Tierhaltung stehen nur noch 50.000 wildlebende Elefanten und 100.000 Giraffen gegenüber. Die einst größte Rentierherde der Welt, die George-River-Herde im Osten Kanadas, umfasste in den 1980er-Jahren noch um die 800.000 Tiere. 2022 wurden nur noch 7200 Tiere gezählt, die sich im Herbst auf den langen Weg von Süden nach Norden machen. Ein Rückgang um mehr als 99 Prozent.



^
Almschule steht an der Tür, die zur Hoch-Stadtalm führt ...

<
... der Weg zur Alm ist beschwerlich und lehrreich zugleich.

Wer Interesse an den Gründen für diese unheilvolle Entwicklung hat, der kann sich nun auf dem Lehrklettersteig im WERK3 Stufe für Stufe auf den Weg machen. Er lernt dort zunächst den Unterschied zwischen Kultur- und Naturlandschaften kennen. Kulturlandschaften entstehen überall dort, wo wir Menschen gestalterisch in den Naturraum eingegriffen haben. Zum Beispiel, um Landwirtschaft zu betreiben. Oder wo wir Flüsse begradigt haben, und dadurch für die Artenvielfalt und den Hochwasserschutz wertvolle Feuchtgebiete verloren gegangen sind. Feuchtgebiete sind zum Beispiel ein wichtiger

Lebensraum für Biber. Die sind eine sogenannte Schirmspezies. Das heißt nicht, dass sie besonders schlechtwetterfest sind, sondern dass sie einen besonders großen Einfluss auf andere Arten haben. Durch ihren Lebensstil schaffen sie die Grundlage dafür, dass andere Arten ebenfalls leben können. Sie spannen einen biologischen Schirm, unter dessen Schutz andere Arten – Pflanzen und Tiere – besonders gut gedeihen können.

Auch Wälder, in denen nur eine Baumart wächst, sind im Grunde genommen Kulturlandschaften, auch wenn wir sie meist als Naturräume wahrnehmen. Die Monokulturen, die im Fachjargon als Dauerkulturen bezeichnet werden, da Bäume ja über mehrere Jahre wachsen, sind anfälliger für Krankheiten und Schädlinge, wie beispielsweise den Borkenkäfer. Stürme können in einem Wald mit Dauerkultur mehr Schaden anrichten als in einem Mischwald. Dauerkulturwälder sind weniger artenreich, da vielen Tieren und Pflanzen der Raum zum Leben fehlt, wie zum Beispiel Unterholz.

Doch die von Menschen geschaffenen Kulturlandschaften müssen nicht per se schlecht sein. Auch das erfährt man auf dem Klettersteig, der zwar den Finger in die Wunde legt, ohne jedoch ideologisch zu sein. Überhaupt geht es meistens um Kreisläufe, die im Positiven wie Negativen wirken können. Doch dazu später mehr, zurück zu den „guten“ Kulturlandschaften. Die von Menschen geschaffenen Streuobstwiesen

sind zum Beispiel ein echter Glücksfall für die Biodiversität. Bis zu 5000 verschiedene Arten leben auf einer Streuobstwiese. Darunter viele Pflanzen, aber auch zahlreiche Insekten und Vögel sowie Hasen, Feldmäuse, Marder oder Rebhühner. Ein kleiner Tierpark, nur ohne Zaun und Gehege.

Aufschlussreich ist auch der Treppenaufgang über die Bienen, der über den so wichtigen Unterschied zwischen Honig- und Wildbienen informiert. Dass Honigbienen vom Menschen gezüchtet werden und im Grunde genommen wie Kühe und Schweine landwirtschaftliche Nutztiere sind, geht im gesellschaftlichen Bienendiskurs gerne unter. Auch die Tatsache, dass zu viele Honigbienen an einem Ort andere wildbestäubende Insekten wie zum Beispiel die Wildbienen verdrängen können, ist kaum bekannt. Eine noch stärkere Ausbreitung der Imkerei mit Honigbienen könnte am Ende sogar negative Effekte haben. Schließlich sind die Wildbienen wichtige Bestäuber. Viele Arten sind dabei auf ganz bestimmte Pflanzen spezialisiert. Stirbt die Wildbiene aus, stirbt mit ihr womöglich die zu bestäubende Pflanze aus, da sie sich nicht mehr so leicht vermehren kann. Umgekehrt ist es übrigens genauso. Stirbt eine Wildpflanze aus, zum Beispiel durch intensive Landwirtschaft mit hohem Pestizideinsatz und Monokulturen, geht mit ihr auch die Wildbienenart verloren.



In der Natur hängt alles mit allem zusammen. Am Ende geht es immer um Kreisläufe und darum, diese in

Balance zu bringen. Das begreift man spätestens bei der vielleicht eindrucksvollsten Installation auf dem Lehrklettersteig: einer Kolonie von Blattschneiderameisen, die hier in symbiotischer Beziehung mit einem Pilz zusammenlebt. Um zu überleben, müssen die Ameisen den Pilz mit Blättern und Blüten von Dornengewächsen wie Rosen oder Brombeeren „füttern“. Der von den Ameisen versorgte Pilz wiederum produziert spezielle Eiweißkörper, die den Blattschneiderameisen als Nahrung dienen. Und so laufen die Blattschneiderameisen im Treppenhaus des WERK3 tatsächlich durch Rohre zum Rosenblattlager und

schleppen Blattstück für Blattstück zu ihrem Pilz, damit sie genug zu essen haben.

Es dauert nicht lange, bis einem hier klar wird, dass im Grunde genommen wir die Ameisen sind. Und der Pilz, das ist unsere Erde, die uns mit Nahrung versorgt. Und dass wir diesen Kreislauf – wie auf den Etagen zuvor gezeigt – gerade ganz schön aus der Balance bringen, indem wir die Erosion unserer Böden verstärken, den Wasserkreislauf so stören, dass Fluten und Dürren häufiger auftreten, Meere und Festland verschmutzen und bei all dem den Tod tausender Arten hinnehmen.

Der Tod ist dann auch das letzte Thema auf dem Lehr-

klettersteig. Schließlich ist er die Voraussetzung dafür, dass überhaupt neues Leben entstehen kann. Erst die organischen Überreste von toten Pflanzen und Tieren, die von zahlreichen Lebewesen unter die Erdoberfläche gebracht und verarbeitet werden, bilden die Grundlagen dafür, dass in unserem Boden genügend Nährstoffe bereitgestellt werden können, aus denen neue Pflanzen wachsen. Diese Pflanzen dienen den noch lebenden Tieren wiederum als Nahrung. So bleibt der Kreislauf des Lebens, angetrieben von der Energie der Sonne – auch ihr ist eine Infowand auf dem Lehrklettersteig gewidmet – und dem ebenfalls abgebildeten Wasserkreislauf, immer in Bewegung.

Mit all diesen vielen Informationen und einem Gefühlschaos, das aus Erstaunen, Er-

schütterung, Bewunderung und ein wenig Unglauben (das kann doch alles nicht wahr sein) besteht, erreicht man schließlich die Hoch-Stadtalm auf dem Dach des WERK3. Man läuft über eine grüne Wiese, auf der Schafe grasen. Sieht die Kürbisse und Kohlrabi in den Hochbeeten. Die Obstbäume, an denen Birnen wachsen. Die Weinreben, die noch ein paar Trauben tragen. Und plötzlich gesellt sich zu den vielen Gefühlen von eben ein weiteres: Hoffnung. Vielleicht können wir in Zukunft ja doch vieles besser machen als bisher.

^
In der Natur hängt alles mit allem zusammen.

>
Der Tod als Voraussetzung dafür ...

>> ... dass neues Leben entstehen kann.



DEN MOMENT GENIEßEN

AM BESTEN MIT EUCH
IM WERKSVIERTEL



GEROLSTEINER®


GEROLSTEINER.DE

DIE DIMENSIONEN VON VIELFALT

Alter, soziale Herkunft, Geschlecht, Ökologie, Ökonomie ... Vielfalt begegnet uns in unserem Alltag in immer wieder wechselnden Dimensionen. Wir haben uns einige von ihnen herausgesucht und mit Experten besprochen. >

Interviews
Daniel
Wiechmann

DIE BERATERIN

„Bis 35 sollte jeder sein erstes Sabbatical gemacht haben.“



Die Unternehmerin und Unternehmensberaterin Dr. Irène Kilubi beschäftigt sich intensiv mit einem Aspekt der Diversität, der jedes Unternehmen und jeden Menschen individuell betrifft: das Alter. Ihre Expertise fließt unter anderem in ihre beratende Social Impact Initiative JOINT GENERATIONS ein, um ein altersdiverseres Miteinander zu fördern.

Wir sprachen mit ihr darüber, warum Unternehmen und Gesellschaft einen neuen Zugang zur Altersdiversität dringend brauchen.



^
Muss ein Mensch sich ein gutes Leben erst „verdienen“? Junge Menschen stellen in der Arbeitswelt und der Gesellschaft oft andere Ansprüche als ältere Generationen.

Frau Dr. Kilubi, wann und wie haben Sie gemerkt, dass Altersdiversität ein Thema ist, das sich lohnt anzupacken?



Im Grunde genommen bereits, als ich ins Berufsleben eingestiegen bin. Ich war 25. Der nächstälteste Kollege 43. Alles, was ich damals gemacht habe, wurde stets auf mein Alter bezogen. Nach dem Motto, Du bist ja noch so jung, Du hast noch den Drive. Wenn ich versucht habe, zu motivieren oder neue Projekte auf den Weg zu bringen, hieß es: Das ist doch vergebene Liebesmüh, das wirst Du schon auch noch merken, wenn Du älter bist. Das hat mich sehr irritiert. Also habe ich vorgeschlagen, daran zu arbeiten.

Mit welchem Ergebnis?

In den Workshops, die wir gemacht haben, hat sich gezeigt, dass zwischen den Generationen regelrechte Gräben verliefen. Die älteren Mitarbeitenden haben sich nicht mehr wertgeschätzt und gesehen gefühlt.

Sie sagten, sie würden anders behandelt. Und die jungen Mitarbeitenden beklagten sich, dass sie sich häufig mit den Vorurteilen konfron-

tiert sehen, sie seien faul oder illoyal. Daraufhin habe ich nach Organisationen gesucht, die sich mit dem Miteinander von Generationen beschäftigen. Und habe keine gefunden. Es gibt zwar einige Organisationen, die sich mit Senior*innen beschäftigen, und sehr viele, die sich um die Belange von Jugendlichen kümmern. Aber Organisationen, die daran arbeiten zwischen den Generationen zu vermitteln, die gab es, so wie ich es mir vorgestellt hatte, nicht. Also habe ich selbst eine solche Organisation gegründet.

Woran liegt es, dass Generationen nicht mehr miteinander können?

Wir erleben aktuell einen großen Kultur- und Wertewandel. Nehmen wir das Beispiel Mehrgenerationenhaushalt. Die gab es früher sehr viel häufiger. Dass sie heute fehlen, führt zu weniger Generationenkontakt. Darunter leidet das Verständnis füreinander. Ich stelle in meinen Vorträgen gern die Frage, ob sich die Menschen im Publikum könnten, in einem Mehrfamilienhaushalt zu leben. Das Feedback ist meist 50:50. Die eine Hälfte kann es sich vorstellen, die andere nicht. In der Arbeitswelt haben wir jedoch gar keine Wahl. Dort leben wir in einem Mehrgenerationenhaushalt, ob wir das wollen oder nicht. Wir werden in unserer Arbeitswelt mit einer Situation konfrontiert, für die uns unser Alltagsleben kaum noch Erfahrungswerte mit auf den Weg gibt. Hinzu kommt der rasante technologische Wandel, bei dem sich die Alten oft abgehängt fühlen, aber auch – teils unbewusst – abgehängt werden.

Inwiefern?

Ich beobachte oft, dass Unternehmen, wenn es zum Beispiel um Fortbildungen im Bereich Zukunftstechnologien geht, insbesondere jüngere Mitarbeitende ansprechen, anstatt auch die älteren mit ins Boot zu holen. Ich halte das aus vielerlei Hinsicht für einen Fehler. Wie sollen ältere Menschen Zukunftstechnologien meistern, wenn sie keine Chance bekommen, sich mit ihnen auseinanderzusetzen? Hinzu kommt, dass der Fokus auf die jüngeren Mitarbeitenden in diesem Bereich dazu führt, dass Zukunftstechnologien

ohne die Erfahrung der älteren weiterentwickelt werden, weil deren Expertise nicht einbezogen wird. Und womöglich schadet sich das Unternehmen auch selbst, da jüngere Mitarbeitende meist sehr viel flexibler sind und heutzutage nachweislich häufiger und schneller den Job wechseln als ältere. Das heißt, dass das gerade vermittelte technologische Know-how aus dem Unternehmen abwandert. Es ist ein Fehler, wenn Unternehmen ausschließlich in die Qualifikation von jüngeren Mitarbeitenden investieren. Tun sie es doch, kann ich es nachvollziehen, dass ältere Mitarbeitende demotiviert sind und sich nicht wertgeschätzt fühlen. Die fragen sich zurecht: Wo ist denn mein Exzellenz-Programm? Wo ist mein Weiterbildungsbudget? Wer seine älteren Mitarbeitenden so lange wie möglich bei sich behalten will – und der demographische Wandel erfordert genau das – sollte sich nicht nur für die jungen hübsch machen.

Sie sprachen bereits die Vorurteile gegenüber jüngeren Mitarbeitenden an. Was ist an denen dran?

Sehr schön, lassen Sie uns über Neid reden. Und über das Streben nach einer Work-Life-Balance, über das so gern geschimpft wird. Es gibt tatsächlich bei Älteren heute die Haltung: Warum soll die jüngere Generation etwas haben, was wir nicht gehabt haben? Da entstehen in der Belegschaft zum Beispiel Konflikte, wenn jüngere Mitarbeitende eben nicht bereit sind, am Wochenende zu arbeiten oder Nachtschichten zu machen. Und sich damit durchsetzen können ...

... Ist für die älteren Mitarbeitenden, die die Wochenenden und Nachtschichten weiterhin übernehmen, aber auch blöd ...

... Aber die können doch auch für ihre Interessen eintreten. Junge Mitarbeitende haben erkannt, dass sie aufgrund des demografischen Wandels und dem aktuellen Arbeitnehmermarkt eine ganz andere Verhandlungsposition haben. Und nutzen sie in ihrem Interesse aus. Nichts ist falsch daran, sich ein gutes Leben zu wünschen und daran zu arbeiten. Das können ältere auch, statt es den jüngeren

zu neiden. Nehmen wir zum Beispiel das Thema Sabbatical. Ich finde es furchtbar, dass Sabbaticals von einigen als Lust auf Faulheit geframt werden. Bis 35 sollte jeder schon einmal ein Sabbatical gemacht haben.

Warum?

Wer sich weiterentwickeln will, benötigt dafür drei Phasen: Lernphasen, Arbeitsphasen und Reflexionsphasen. Das Problem: Unser Leben besteht zu gut 80 Prozent nur aus Arbeitsphasen. Wo bleiben die Lern- und Reflexionsphasen, um die Qualität der eigenen Arbeit zu hinterfragen und zu verbessern? Das alles passiert in einem Sabbatical, zunächst unbewusst, indem man nichts tut und die eigene Arbeit loslässt. Und nach ein paar Wochen ist der Abstand endlich so groß, dass man auf seine Arbeit aus einer neuen Perspektive schauen kann. Es ist übrigens ein Mythos, dass ein Sabbatical ein ganzes Jahr dauern muss. Auch Kurzsabbaticals von zwei oder drei Monaten können bereits effektiv wirken, um in die Reflexions- oder Lernphasen hineinzukommen.

Wie gehen Sie das Thema Altersdiversität auf Unternehmensebene praktisch an?

Die Unternehmen, die auf uns zukommen, wissen oft gar nicht, wo sie anfangen sollen. Meist heißt es: „Wir sind im Durchschnitt 48 Jahre alt. Haben wir ein Problem?“

Haben sie?

Das lässt sich pauschal nicht sagen. Das Durchschnittsalter ist keine relevante Größe für mich. Es sagt nichts darüber aus, ob ein Unternehmen performant ist, ob die Mitarbeitenden gut zusammenarbeiten, ob es Generationenkonflikte gibt oder nicht. Ein Unternehmen, das wissen will, ob es ein Problem mit Altersdiversität und Altersdiskriminierung hat, muss den gesamten Employee Lifecycle durchleuchten. Spricht das Unternehmen beim Recruiting verschiedene Altersgruppen an? Sind die Weiterbildungsbudgets fair verteilt? Wie ist es um die Gehälter bestellt? Werden Berufsjahre besonders honoriert oder doch eher Kompetenz, Verantwortung und die erzielten Ergebnisse? Wichtig ist

auch das Thema Karrierelaufbahn: Haben alle im Unternehmen die gleiche Chance Karriere zu machen, befördert zu werden oder Führungskraft zu werden? Wo steht das Unternehmen beim Thema Gesundheitsmanagement? Das alles muss untersucht werden, um herauszufinden, wo das Unternehmen bei der Altersinklusion steht.

Wenn Sie Konflikte gefunden haben, wie arbeiten Sie an diesen?

Dafür geben wir den Unternehmen bestimmte Tools an die Hand. Es gibt zum Beispiel die Möglichkeit Job-Tandems einzuführen, bei denen man Alt und Jung zusammenbringt und praktisch zusammenarbeiten lässt. Da geht es um echte Kollaboration. Ein Tool, das mir persönlich sehr gut gefällt, ist das sogenannten Shadow Board. Dabei handelt es sich um das Spiegelbild des eigentlichen Vorstandes, das aber nur aus jungen Menschen besteht. Und dieses Shadow Board muss immer angehört werden, bevor der eigentliche Vorstand eine Entscheidung trifft. Wir haben zudem eine App entwickelt, mit der wir ein Reverse Mentoring umsetzen und das sonst übliche Senioritätsprinzip außer Kraft setzen.

Was ist Reverse Mentoring?

Beim Reverse Mentoring werden erfahrene Mitarbeitende, auch Führungskräfte von jungen Mitarbeitenden ge-coacht. Dabei passieren zwei spannende Dinge. Erstens muss sich die ältere Person darauf einlassen und die jüngere als Autorität akzeptieren. Zweitens hat die jüngere Person die Möglichkeit, der älteren etwas zu sagen ohne als aufmüpfig zu gelten.

Ihr Buch, das Sie zum Thema geschrieben haben, heißt „Du bist mehr als eine Zahl“. Und dann folgt der Untertitel: „Warum das Alter keine Rolle spielt“. Hand aufs Herz: Spielt das Alter wirklich keine Rolle?

Über diese Frage, die oft gestellt wird, komme ich sehr schnell in gute Diskussionen zum Thema. Ich habe diesen Untertitel absichtlich gewählt und habe dafür beim Verlag auch sehr gekämpft. Natürlich spielt in unserer aktuellen Gesellschaft das Alter eine Rolle. Ich wollte

mit dem Untertitel „Warum das Alter keine Rolle spielt“ ganz bewusst auf ein Umdenken hinarbeiten. Wie sähe denn eine Welt aus, in der das Alter keine Rolle spielt? Um sich eine solche Welt vorzustellen, muss sie als mögliche Realität ja erstmal angesprochen werden.

Gibt es Situationen, in denen es doch Sinn macht, auf das Alter zu schauen?

Ich hatte diese Diskussion unlängst mit einer Bekannten. Es ging um die Frage, ob ein Arzt mit 20 Jahren Erfahrung besser ist als ein Arzt mit vielleicht nur fünf Jahren Erfahrung. Der erste Impuls ist natürlich zu sagen: Der erfahrenere Arzt ist der bessere. Ist das wirklich so? Es kann doch auch jemand 20 Jahre lang ein schlechter Arzt sein, so dass seine Erfahrung für die Patient*innen gar keinen Wert hat. Oder ein anderes Beispiel: Ein junger Mitarbeitender hat mir einmal offenbart, dass er aufgrund seines jungen Alters und der damit verbundenen Erwartung extrem unter Druck stehe. Er sollte jedes neue digitale Tool beherrschen und für alle Probleme eine moderne zeitgemäße Lösung parat haben. Dieser Erwartungshaltung konnte er unmöglich gerecht werden. Wissen Sie, wir reden noch immer mit viel zu vielen Stereotypen über das Alter und vergessen dabei, auf den konkreten Menschen zu schauen.



In Ihrem Buch „Du bist mehr als eine Zahl. Warum das Alter keine Rolle spielt“ setzt sich Dr. Irène Kilubi für ein neues Miteinander der Generationen in Unternehmen und im sozialen Alltag ein. Nicht nur aus theoretischer Sicht, sondern mit vielen praktischen Elementen. Dabei bietet sie immer wieder Perspektiven an, die alte wie junge Lesende zum Nachdenken bringen. Das Buch erschien im Februar 2024 bei Muhrmann Publishers.

Mehr über die beratende Social Impact Initiative Joint Generations und ihre Arbeit erfährt man unter www.jointgenerations.com

DIE STIFTUNGSCHEFIN

„Vielfalt?
Findet vor
allem in
Sonntagsreden
statt.“



Isabell Zacharias ist seit 2024 Geschäftsführerin der Werksviertel-Mitte Stiftung, die mit verschiedenen Events und Aktionen das Thema Vielfalt im Münchner Stadtquartier aus den unterschiedlichsten Perspektiven erlebbar machen und Teilhabe konsequent umsetzen will.

Zuvor war Zacharias unter anderem über zehn Jahre Mitglied des Bayerischen Landtags. Wir sprachen mit ihr über den politischen Willen zur Vielfalt und gesellschaftliche Prioritäten.

Frau Zacharias, woran denken Sie, wenn Sie an Vielfalt denken?

Zuerst einmal an eine bunte Farbpalette. Aber auch an allerlei Menschen. Groß, klein, dick, dünn, schwarz, weiß, behindert, nicht behindert, schwul, lesbisch, trans. Für mich ist das Vielfalt und dennoch alles eins.

Sie haben lange Jahre im Bayerischen Landtag in der Politik gewirkt. Welche Beziehung haben Sie in dieser Zeit im politischen Diskurs zum Thema Vielfalt erlebt?

Da habe ich viele Sonntagsreden gehört, gerade vor Wahlen, wie wichtig die Vielfalt sei und dass alle Menschen einbezogen werden müssen. Meine Beobachtung damals wie heute ist jedoch, dass wir als Gesellschaft mehr denn je Menschen exkludieren. Ob das nun alte Menschen sind, die wir der Altersarmut überlassen oder behinderte Menschen, die sich noch längst nicht überall barrierefrei bewegen können. Ich habe festgestellt, dass Teilhabe oft stark davon abhängt, welche wirtschaftliche „Leistung“ ein Mensch auf dem Arbeitsmarkt erbringen kann. Diesen Mechanismus und vor allem diese Definition von Leistung halte ich für gefährlich.

Warum?

Weil er die Gesellschaft spaltet. Wer in unserem Land sozialversicherungspflichtig beschäftigt ist, darf mit am Tisch sitzen und bestimmen. Wer das nicht kann, muss sehen, wo er bleibt.

Ist das nicht zu hart formuliert?

Nein. Sehen Sie, ich bin in einer Generation mit einem großen Arbeitsethos aufgewachsen. Ein 40-Stunden-Job hieß für mich automatisch 60 Stunden in der Woche arbeiten. Ohne, dass die 20 Überstunden bezahlt worden wären. Die Generation nach uns, die Generation meiner Kinder, hinterfragt diese Einstellung und sagt nun, dass sie ihr Leben nicht vollständig der Arbeit unterordnen will. Sie will in ihrem Leben Zeit für Hobbys, Freunde und für sich selbst haben. Sie möchte, wenn man so will, in ihrem Leben eine gewisse soziale und menschliche Vielfalt erhalten, statt ein Leben zu leben, das nur von Arbeit geprägt ist. Doch genau dafür wird

diese Generation von allen Seiten verteuert und als faul gebrandmarkt. Einfach nur, weil sie eine andere Vorstellung von Lebensqualität entwickelt hat und nicht im Sinne einer rein wirtschaftlichen Definition von Leistung funktionieren will.

Aber wir brauchen eine funktionierende Wirtschaft, um letztlich auch unseren Sozialstaat finanzieren zu können.

Die Wirtschaft sollte der Gesellschaft, also uns Menschen dienen. Nicht wir Menschen der Wirtschaft. Wer sich den aktuellen gesellschaftspolitischen Diskurs anschaut, der sieht dort lauter Nebelkerzen. Die vorhandene Altersarmut? Ist kein großes Thema. Eine endlich gerechte Honorierung der Sorgearbeit von Frauen? Wird nicht diskutiert. Bildungsgerechtigkeit? Ebenfalls kein echtes Thema. Ob Kita-Krise, Pflegenotstand oder Lehrermangel, die Themen sind seit Jahren bekannt, aber es wird einfach nichts dagegen unternommen. Und zwar unabhängig von der wirtschaftlichen Lage, die aktuell schwierig ist, sich aber in der Langzeitbetrachtung doch meist sehr gut entwickelt hat.

Warum werden Ihrer Meinung nach die Probleme nicht angegangen?

Weil viele Menschen und auch Politiker gar keine Vielfalt wollen oder ihnen die Perspektive dafür fehlt. Politik zum Beispiel wird noch immer vorwiegend von Männern gemacht. Mit der Folge, dass sich in politischen Entscheidungen vor allem die Interessen von Männern widerspiegeln. Erinnern Sie sich, welche Institutionen in der Corona-Pandemie am schnellsten wieder geöffnet wurden?

Nicht wirklich.

Unter anderem Biergärten, Baumärkte und Fußballstadien.

Also alles Einrichtungen, die eher von Männern frequentiert werden?

Ja, und die Schulen, die wurden radikal zugemacht. Und wer saß mit den Kindern zu Hause und hat versucht, das Home Schooling zu begleiten und nebenher noch seine Arbeit zu erledigen?

Meistens die in einem Büro in Teilzeit arbeitenden Mütter.

Haben Sie in den letzten Monaten eigentlich eine große politische Initiative gesehen, die sich den Eltern und Kindern widmet, die in der Pandemie extrem belastet waren? Viele Kinder haben zwei Jahre ihres Lebens regelrecht verloren. Die psychischen Belastungen und Nachfolgen sind bereits sichtbar. Und trotzdem wird kein Geld in die Hand genommen, um konkret aktiv zu werden.

Die Kassen des Staates und der Kommunen sind nun mal klamm.

Ich finde, dass wir uns vor diesem Hintergrund als Gesellschaft ruhig einmal fragen sollten, wie wir als Menschen zusammenleben wollen und ob wir das, was an Ressourcen da ist, nicht so verteilen können, dass es für alle zu einem vernünftigen Leben reicht. Zehntausende Senioren stehen nicht zum Spaß in der Schlange bei der Tafel. Wir sollten außerdem aufhören, Minderheiten gegeneinander auszuspielen. Was glauben Sie, wie oft ich erlebt habe, dass die Finanzierung von Projekten mit dem Verweis auf Probleme in anderen Gesellschaftsbereichen verweigert wurde? Ohne, dass diese anderen Probleme hinterher angepackt worden wären. Erstens schiebt Politik damit Verantwortung von sich, eine Tendenz, die ich in der Gesellschaft generell beobachte. Und zweitens wird mit dieser Methode Vielfalt zur Ursache für gesellschaftliche Probleme verklärt und entsprechend abgewertet. Kein Wunder, dass mittlerweile so viele Menschen ein regelrechtes Unbehagen oder gar Angst gegenüber der Vielfalt entwickeln.

Rührt die Angst nicht eher daher, dass unsere Welt in den letzten Jahren viel komplexer und damit undurchschaubarer geworden ist?

Ich denke, dass unsere Welt schon immer so vielfältig war wie jetzt. Allerdings können Minderheiten heute dank der Digitalisierung und der Veränderung von Öffentlichkeit ganz anders auf sich aufmerksam machen. Vor 20 Jahren war es noch sehr viel leichter, bestimmte Menschen und Themen nicht zu sehen. Und genau das haben wir getan. Wir haben weggesehen. Weil es bequem war. Was mich an diesem negativen Framing



^ Beim Kinder und Jugendfestival JuKi im Werksviertel können Familien einen Tag lang unbeschwert alle kostenlosen Mitmachangebote nach Lust und Laune genießen.



von Vielfalt ärgert, ist die Tatsache, dass von den Investitionen in Vielfalt am Ende eigentlich alle profitieren würden. Wenn eine Bahn endlich vernünftig saniert und konsequent barrierefrei gestaltet wird, dann profitieren davon nicht nur Menschen mit Mobilitätseinschränkung, sondern jeder und jede, die dort einsteigt. Es gibt unter behinderten Menschen ein geflügeltes Wort: „Eigentlich bin ich gar nicht behindert, ich werde jedoch von der Gesellschaft behindert.“ Warum lassen wir das als Gesellschaft zu? Warum grenzen wir Menschen einfach so aus? Nur, weil wir nicht selbst im Rollstuhl sitzen?

Warum haben Sie die Politik verlassen?

Weil ich zunehmend das Gefühl hatte, dort nichts oder kaum etwas bewegen zu können. Politik braucht unglaublich lange, um in die Umsetzung zu kommen. Ich weiß nicht, ob wir als Gesellschaft wirklich so viel Zeit haben, wie die Politik sich aktuell nimmt. In meiner neuen Arbeit für die Werksviertel-Mitte Stiftung habe ich das Gefühl, in den ersten Monaten mehr bewegt zu haben als in den letzten Jahren zusammen.

Woran arbeitet die Stiftung und welche Themen wollen Sie vor allem angehen?

Unser großes Thema ist Teilhabe. Das wollen wir auf Quartiersebene umsetzen. So vielfältig wie möglich. Unsere Aufgabe ist es, die Vielfalt, die wir uns als Quartiersgemeinschaft auf die Fahnen geschrieben haben, auch zu leben.

Wie wird das konkret umgesetzt?

Mit unserem Day Of Hope und dem Kinder- und Jugendfestival JuKi haben wir bereits zwei herausragende Veranstaltungen in unserem Jahreskalender. Auf dem Day of Hope beschäftigen wir uns mit den Nachhaltigkeitszielen der UN und zeigen spielerisch auf, was jeder selbst in seinem Leben für sich und andere tun kann, um nachhaltiger zu leben. Mit dem JuKi ermöglichen wir soziale Teilhabe in ganz vielen Bereichen, sei es beim Sport, der Kunst oder der Bildung, und das unabhängig vom Geldbeutel. Wir wollen in Zukunft zudem noch mehr Kooperationspartner ins

Viertel holen, auch um neue Zielgruppen und eine neue Vielfalt hier erlebbar zu machen. Immer mit dem Ziel, ein langfristig wirkendes Bewusstsein für ein am Gemeinsinn orientiertes Miteinander zu schaffen. Wenn wir zum Beispiel eine Blutspendeaktion bei uns im Viertel machen, um die Bestände der Blutbanken wieder aufzufüllen, dann hilft das hoffentlich nicht nur kurzfristig, sondern bewegt den einen oder anderen vielleicht auch dazu, diese kleine, aber lebenswichtige Hilfe in Zukunft öfter in seinen Alltag zu integrieren. Wenn das gelingt, können wir mit vielen kleinen Schritten richtig viel bewegen.

Mehr über die Arbeit der Werksviertel-Mitte Stiftung und aktuelle Projekte erfahren Sie unter www.werksviertel-mitte.de

EIN LEBEN VOR DEM BILDSCHIRM?



Der Street Art-Künstler Loomit ist seit mehr als 25 Jahren auf dem Gelände des Werksviertel-Mitte. Er hat die Zeit der Zwischennutzung ebenso miterlebt wie die der Transformation zum Kreativquartier. Mit seinen eigenen Bildern und den Bildern der von ihm kuratierten Künstlerinnen und Künstler hat er maßgeblich dazu beigetragen, dass das Werksviertel auch heute noch eine bunte vielfältige Freiluftgalerie ist. Hier erzählt er seine Geschichte. >

Text
Loomit

Die Szene, zu der ich gehöre, war schon immer vielfältig. Und sie ist durch den Erfolg und die Kommerzialisierung sogar noch vielfältiger geworden, so dass das Spektrum der Akteure in der Street Art sehr breit ist. Noch immer gibt es Jugendliche, die nachts rausgehen und S-Bahnen bemalen. Angetrieben von der puren Leidenschaft. Sie wollen einfach nur, dass ihre Wholecars durch die ganze Stadt fahren. Sie machen sich dabei strafbar. Sie richten – juristisch gesehen – einen Schaden an. Womöglich schädigen sie sich sogar selbst, wenn sie beim Sprayen keine Atemschutzmaske tragen und dadurch unzureichend geschützt sind. Und dann ist da die andere Seite der Medaille. Der absolute Kommerz. Längst gibt es international bekannte und gefeierte Street Art-Künstler, deren Werke für Millionenbeträge versteigert werden. Schöne Grüße von Banksy.

Zwischen diesen Polen bewegen wir uns, wenn wir über die Street Art sprechen. International war die Szene schon immer. Bereits am Flughafen Riem habe ich in den Neunzigerjahren mit australischen oder neuseeländischen Künstlern zusammengearbeitet. Dass ich in jener Zeit selbst monatelang unbesorgt um die Welt reisen und überall, wo ich hinkam, große Wände bemalen konnte, verdanke ich einem Zufall. Ich hatte damals für den Münchner Zwischennutzungskönig Wolfgang Nöth eine große Fassade gemacht, für die er mir noch ein stattliches Honorar schuldete. Was folgte, war ein typischer Nöth-Deal. Er hatte damals gerade den Zuschlag für die Zwischennutzung des alten Pfannigeländes bekommen und bot mir an, mir ein großes Studio auszusuchen und es unterzuvermieten. Auf diese Weise würde ich mein Geld für meine Wand bekommen. So kam ich vor 25 Jahren ins Werksviertel, wo ich noch immer arbeite. Für mich war

das Studio ein fantastischer Deal. Die monatlichen Mieteinnahmen ermöglichten es mir, nach Südafrika, Australien, in die Metropolen Europas oder nach Amerika zu fahren und die ganze Vielfalt der Street Art-Szene überall auf der Welt aufzusaugen. Das wird dabei in manchen Ländern echte Pionierarbeit leisten, wurde mir erst Jahre später bewusst, als die Street Art längst Thema auf renommierten Kunstmesse wie der Art Basel geworden war. Wir waren in den Neunzigern zum Beispiel die einzigen, die eine legale große Wand in Miami Beach besprühen durften. Unter anderem, weil wir deutschen Künstler einfach sehr gut organisiert und vernetzt waren.

München musste sich in jener Zeit keineswegs hinter der internationalen Szene verstecken. Im Gegenteil. Der künstlerische Anspruch in München war immer sehr hoch. Es musste bei uns schon fesch aussehen. Außerdem waren wir Vorreiter, wenn es um große Wände ging. An der legendären Hall of Fame an der Dachauer Straße konnten wir schon Ende der Achtziger auf einer Länge von 250 Metern 7 Meter hohe Wände bemalen. Und erreichten dort ein breites Publikum. Auf dem Flohmarkt in der Dachauer Straße liefen jedes Wochenende 5000 Menschen an unseren Bildern vorbei. Später am Flughafen in Riem, wo ich ebenfalls viel gemalt habe, waren die Partys auch ziemlich gut besucht. Über Publikumszuspruch konnten wir uns wahrlich nicht beschweren. Die Menschen waren schon immer an unserer Kunst interessiert. Was fehlte, war lediglich eine breite Medienöffentlichkeit für die Street Art, wie wir sie heute kennen.

Damals zog die Street Art-Szene vor allem noch einen bestimmten Typus Mensch an. Das waren meist junge Männer, die kreativ sein wollten und Lust auf ein Abenteuer hatten. Im Grunde genommen waren wir damals wie Pfadfinder mit ein

bisschen Malen und Illegalität dazwischen. Dass es anfangs nur wenige Frauen in der Szene gab, lag nicht daran, dass Frauen keine starken Künstlerinnen sind. Allerdings war und ist die Gefahr für Frauen eine andere, wenn sie nachts allein in einsamen und abgeschiedenen Ecken – womöglich auch noch illegal – an einem Werk arbeiten.

Zum Glück hat sich das geändert. Durch die Kommerzialisierung der Street Art und den Weg an vielen Orten in die Legalität, kommen heute sehr viel mehr Leute in die Szene, die wirklich gut malen können, ohne einen illegalen Hintergrund zu haben. Insbesondere eben auch mehr Frauen. Diese neue Vielfalt ist einerseits wichtig, andererseits spielt sie keine Rolle. Siehst Du auf der Straße eine bemalte Wand, weißt Du in der Regel nicht, welcher Künstler dahintersteht. Ein Mann? Eine Frau? Ist er oder sie 60 Jahre oder 25 Jahre alt? Kommt er aus New York oder von den Molukken? Das alles spielt keine Rolle. Das Bild muss für sich oder im Kontext seiner Umgebung funktionieren. Dein Werk hat in der Regel nichts mit Dir zu tun. Erst recht nicht, wenn Du es nachts in der Straße gemacht hast, um rechtlichen Konsequenzen aus dem Weg zu gehen.

Neben der Kommerzialisierung gibt es einen weiteren Trend, der die Street Art-Szene maßgeblich beeinflusst: die Digitalisierung. Dieser Entwicklung stehe ich sehr kritisch gegenüber. Auch, weil sie sich in meinen Augen der Vielfalt und Kreativität entgegenstellt.

Klar kann man auch am Computer zeichnen. Nur gibt es in der digitalen Welt eben die Tendenz, Dinge zu kopieren oder zu sampeln. Versatzstücke werden neu zusammengesetzt. Wie hoch ist dabei der Schöpfungsgrad? Ich für mich finde, dass dabei die Leidenschaft auf der Strecke bleibt. Ich male noch heute analog. Die erste Reaktion, wenn

Menschen mein Blackbook sehen, in das ich meine Entwürfe zeichne: sie lachen. Die zweite Reaktion ist meist ein sehnsüchtiges Bedauern: Wie schade eigentlich. Da schlummert in den meisten eine traurige Erinnerung an die analoge Welt, die sich für sie gut angefühlt hat. Die aber nicht mehr da ist. Mein Zeichenbuch fiebt und biebt nicht. Es will keine Aufmerksamkeit. Es lenkt mich nicht ab. Wenn ich in meiner Zeichnung drin bin, bin ich in meiner Zeichnung drin. Klar könnte ich bestimmte Dinge mit einem Computer viel schneller machen. Farbwelten verändern, Lineaturen anpassen, ja selbst die Stilistik durch einen Filter automatisch anpassen. Das ist keine Vielfalt, keine Kreativität, sondern eine Reproduktion und Abwandlung des immergleichen.

Klar kann ich einem Kunden hundert schnell erstellte digitale Skizzen zeigen, und ihn damit beeindrucken. Was sagt die Quantität der Vorschläge über ihre Qualität aus? Vielfalt ist keine Beliebigkeit.

Die Digitalisierung gaukelt uns einen Ewigkeitsanspruch, eine Beständigkeit vor, die es in der Welt so nicht gibt. Die kleinen Google-Apparate implizieren, dass jeder zu jederzeit auf jedes Bild, auf jede Information zugreifen kann.

Das ist eine Illusion von Sicherheit. Schalte für einen Tag allen Google-Menschen den Strom ab und von dieser vermeintlichen Sicherheit bleibt nichts mehr über. Kann mir dann ein Künstler noch sein digitales Archiv zeigen? Kann er mir zeigen, was er gemacht hat? Kann er seinen Online-Shop betreiben? Und kann er überhaupt noch arbeiten? Mit Stift und Papier? Ich komme aus der Pädagogik. Ich habe 25 Jahre lang an Münchner Schulen Unterricht gegeben. Ich habe 25 Jahre lang mitbekommen, wie die Aufmerksamkeitsspannen der Kinder immer kürzer werden. Wie sich nichtgeleistete Erziehungsarbeit – die Eltern haben etwas anderes zu tun, zum

Beispiel am Handy – auf normale Umgangsformen wie ein Bitte oder Danke auswirkt. Diese Entwicklung beeinflusst nicht nur unsere Beziehungen untereinander, sondern auch die Vielfalt in unserer Welt. Eine Welt ohne Smartphone? Die kann sich heutzutage niemand mehr vorstellen. Wie auch?

Unser erster sozialer Kontakt ist das Lächeln. Und was bekommen lächelnde Babys heutzutage zurück? Sie bekommen einen viereckigen Apparat ins Gesicht gehalten und es macht klick. Ein vier Monate altes Baby lernt bereits, wie wichtig Smartphones sind, um ein Mensch zu sein. Dass diese Kinder, die ihre Eltern ständig mit Smartphones in der Hand erleben, später auch automatisch nach diesen verlangen, ist logisch. Sie kennen die Welt nicht anders. Sie bekommen es nicht anders vorgelebt. Und Kinder wollen so werden wie Erwachsene. Was dabei auf der Strecke bleibt, ist die analoge Welt und mit ihr eben auch ein Möglichkeitsraum, ein Stück Vielfalt. Mir geht es nicht darum, die Digitalisierung zu verteufeln. Das Internet, der wichtigste Treiber der Digitalisierung, ist in erster Linie ein Medium. So wie ein Bleistift. Der Eine malt mit ihm eine wunderschöne Zeichnung. Ein Anderer schreibt Informationen auf. Und ein Dritter benutzt ihn als Waffe, indem er einem anderen ein Auge damit aussticht. Wir tragen Verantwortung dafür, wie wir das Medium nutzen. Die Verwerfungen der digitalen Welt – wie Hate Speech und Fake News – entstehen ja eben auch dadurch, dass sich das Internet seiner Verantwortung nicht stellt. Dass es keine präsenste Kontrollinstanz gibt, welche die Akteure in die Pflicht nimmt. Wie einen Rundfunk- oder Presserat.

Meine Prognose derzeit ist: Wir kriegen die Kinder von den Bildschirmen nie mehr los. Künftige Generationen werden einen Großteil ihres Lebens hinter Bildschirmen verbringen. Das ist der Preis der Digitalisierung.

Zumal die Verbildschirmung unseres Lebens auch immer tiefer in die Arbeitswelt eindringt. Klar wird ein Schreiner auch in Zukunft immer noch mit Holz zu tun haben. Aber auch er wird immer mehr Zeit am Computer verbringen, um seine Entwürfe zu machen und seine Maschinen zu steuern. Oder nehmen wir die Künstliche Intelligenz, mit der jeder Kunst, auch im Street Art-Look, auf Knopfdruck reproduzieren kann. Aber ist das wirklich Sinn und Zweck der Sache? Dass eine Künstliche Intelligenz unsere Texte schreibt oder unsere Bilder malt? Wäre es nicht viel besser, dass eine künstliche Intelligenz die Wäsche für einen wäscht, oder den Müll runterbringt, damit man selbst Zeit hat zu malen oder Texte zu verfassen?

Die Kinder, die zeichnen können und wollen, die gibt es ja nach wie vor. Kinder, die vollkommen in ihrer Welt sind, wenn sie einen Stift und Papier in der Hand haben. Und solange es diese Kinder gibt, werde ich auch meine Kurse anbieten. Zumal ich sehe, dass diese Kurse etwas mit den Kindern machen. Ich kann sie inspirieren. Sie dabei unterstützen, das Handwerk zu lernen und zu beherrschen. Ich kann ihnen Mut machen, ihre Leidenschaft zu leben und dranzubleiben. Und je länger sie dranbleiben, desto besser werden sie. Und je besser sie werden, desto mehr Beachtung werden ihre Werke finden. Und einige werden es vielleicht sogar schaffen, aus ihrer Leidenschaft eine Arbeit zu machen. Und diese wird sich für sie gar nicht wie eine solche anfühlen. Weil sie es gern machen. Weil sie – auch ohne Geld dafür zu

bekommen – schon zuvor für Stunden in ihrer Kunst aufgegangen sind.

Ich versuche auch weiterhin ganz bewusst viel im Analogen zu verbleiben. Ich weiß, dass ich damit eine aussterbende Art bin. Nichts währt ewig. Das ist auch richtig so. Das Leben hat mich gelehrt, dass nichts von Beständigkeit ist. Daher schätze ich auch das Werksviertel, dem ich seit 25 Jahren verbunden bin, so sehr. Der Gedanke an die Endlichkeit und die Vergänglichkeit hat dem Gelände immer geholfen. Im WERK3 zum Beispiel wurden in der Zeit der Zwischennutzung ohne große Planung Wände einfach so eingerissen. Weil man dachte, dass das ja eh wekommt. So entstanden neue spannende Räume, die wiederum die spätere Kernsanierung beeinflusst haben. So entstand die Möglichkeit einer neuen Vielfalt.

Wenn ich mit Menschen über das Gelände gehe, mache ich immer wieder eine spannende Erfahrung: Jeder, der aus München hierherkommt, hat meist auch eine emotionale Bindung zum Gelände. Weil er früher in den Clubs gefeiert hat, auf dem Flohmarkt einkaufen war oder selbst ein Atelier oder Büro auf dem Gelände hatte. Und obwohl sich so viel verändert hat, werden die Leute nicht nostalgisch. Kaum einer sagt: Schade, dass es weg ist. Die Reaktion ist meist: Das ist ja interessant, was hier Neues passiert ist. Das Alte mag es nicht mehr geben, aber die Vielfalt, die hat überlebt.

Es hätte auch schief gehen können. Aber hier hat es geklappt. Nehmen wir zum Beispiel das Heavens Gate, die Kletter- und Boulderhalle im Werksviertel-Mitte. Das ist kein großes Franchise, hinter dem viel Geld steht, sondern ein Verein, geführt von Enthusiasten, die lieben, was sie tun. Unglaublich, wie die das hinbekommen haben: Klettern in alten Kartoffelsilos. Als ich das erste Mal

dort drinstand, konnte ich es nicht fassen. Was für eine coole Geschichte. Und dass man damit sogar eine Bank überzeugen konnte, die ja sonst eher nach dem Motto agiert „Nee, machen wir nicht, weil ihr nicht genug Gewinn erwirtschaftet“. Das Ergebnis der Mühen ist die abgefahrenste Kletter- und Boulderhalle Münchens. Oder nehmen wir die alte Kartoffelhalle auf dem Gelände. Die war zwischenzeitlich einmal eine Beachvolleyball-Anlage. Und heute ist dort ein tolles Theater, das aussieht, als wäre es genauso geplant und gebaut worden. Nein. Es war eine einfache Lagerhalle mit riesigen sperrigen Säulen. Aber kein Raum, in dem man sich wirklich wohlfühlt hat. Von diesen Beispielen gibt es Dutzende auf dem Gelände.

Vielleicht ist das ja eine der wichtigsten Erkenntnisse, die Stadtplaner aus dem Werksviertel mitnehmen können: Nicht der Raum definiert die Geschichte eines Gebäudes. Es ist umgekehrt. Die Geschichte definiert den Raum. Sie ist es, die dem Raum Leben einhaucht. Wer Vielfalt in Quartieren will, muss dafür Menschen zusammenbringen, die mit ihrer Geschichte, ihrer Motivation die Räume des Quartiers mit Leben erfüllen. Nur so entsteht Vielfalt. Nicht jedoch im Reproduzieren oder Kopieren des Immergleichen. Jemand noch Interesse an einem lustigen Katzenvideo?

”
**EINE
VIELFÄLTIGE
INFRASTRUKTUR
GARANTIER
NOCH KEIN
LEBENDIGES
STADTQUARTIER**
“



Die Vielfalt im Werksviertel wird maßgeblich von den unterschiedlichen Menschen geprägt, die hier arbeiten. Wir sprachen mit fünf von ihnen über ihren persönlichen und ihren unternehmerischen Blick auf das Thema Vielfalt. >

Interview

Timo Schneck-
enburger &
Daniel
Wiechmann

ANGELIKA HUBER-STRASSER ist Managing Partner und Regionalvorständin Süd der KPMG AG. Mitte 2023 eröffnete die Wirtschaftsprüfungsgesellschaft im Werksviertel im OPTINED ihren neuen München-Standort für rund 1800 Mitarbeitende mit viel Raum für Kollaboration, Inspiration und Begegnung mit Kolleginnen und Mandanten.



STEPHAN KAHL ist Geschäftsführer der R & S Immobilienmanagement GmbH. Das Tochterunternehmen von Rohde & Schwarz hat den iCampus im nördlichen Teil des Werksviertels entwickelt, in dem Technologie, New Work, nachhaltiges Bauen und Urbanität eindrucksvoll miteinander verschmelzen.



Was verbinden Sie persönlich mit dem Begriff Vielfalt?

KARIN MARIA SCHERTLER (SERVICEPLAN): Als Erstes Bereicherung. Sie kann aber auch manchmal anstrengend sein. Die Kunst und Herausforderung ist es, aus der Vielfalt etwas gutes Gemeinsames entstehen zu lassen.

ANGELIKA HUBER-STRASSER (KPMG): Wir setzen uns bei uns im Unternehmen unter dem Motto „Better Together“ mit dem Thema Vielfalt auseinander. Bei KPMG kommen so viele verschiedene ethnische Gruppen und Nationalitäten zusammen. Wir haben fünf Generationen im Unternehmen. All diese Menschen bringen ihren persönlichen Background zu uns. Das gilt es zu managen, damit alle so zusammenarbeiten, dass sie „Better Together“ sind.

STEPHAN KAHL (R&S I): Ich beziehe meine Antwort auf diese Frage jetzt zunächst einmal spezifisch auf den Standort hier im Werksviertel. Und da kann ich sagen, dass mir Vielfalt hilft, mein Produkt – also Immobilien – besser zu vermieten. Durch eine Vielfalt in der Gestaltung, in der Formatierung, in den Produkttypen, in der Architektur, im Angebot, aber auch in der preislichen Differenzierung produzieren wir das Gegenteil von Monotonie und streuen unser Risiko. Wir hätten auf dem Gelände, das wir verantworten, auch eine ganz andere Entwicklung realisieren können, die klassisch in einen Schuhkarton passt. Aber es geht heutzutage darum, den Menschen mehr zu bieten als eine Wüste. Was wir als Immobilienentwickler nie vergessen sollten, ist die Mieterzufrieden. Diese sichert unseren Erfolg.

<
„Menschen umgeben sich gern mit Menschen, die so sind wie sie. Das aufzulösen braucht Zeit.“
Angelika Huber-Straßer,
KPMG

<<
„Vielfalt hilft mir mein Produkt – also Immobilien – besser zu vermieten. Durch Vielfalt produzieren wir das Gegenteil von Monotonie und streuen unser Risiko.“
Stephan Kahl, R & S I

MARKO BOZANOVIC (ALLIANZ DIRECT): Für mich steht der Begriff Vielfalt unmittelbar für die Menschen und ihre Beziehungen zueinander. Es geht darum, Menschen aus den unterschiedlichsten Ländern und Kulturen zusammenzubringen und zu erkunden, wie wir uns gegenseitig akzeptieren und voneinander lernen können.

BENNO VOGEL (ADINA): Bei uns im Adina Hotel ist Vielfalt ein alltäglicher Begleiter unseres Tuns. Wir haben Mitarbeiter aus 35 verschiedenen Nationen. Unsere Gäste kommen aus aller Welt. Ich persönlich finde, die besondere Herausforderung in der Auseinandersetzung mit Diversity liegt in der Bereitschaft, dass man seinen eigenen Blick auf die Vielfalt auch verändern kann, wenn es angebracht ist.

In Ihren Perspektiven klingt durch, dass Vielfalt gleichzeitig eine Qualität, aber auch anstrengend sein kann. Wann genau und warum ist das der Fall?

KARIN MARIA SCHERTLER (SERVICEPLAN): Um mit den Herausforderungen, die mit der Vielfalt einhergehen, angemessen

umzugehen, bedarf es einer hohen Dialogkompetenz. Wir sehen aktuell, dass uns diese in der Politik und in der Gesellschaft etwas abhandengekommen ist. Dieser Muskel ist ein wenig verkümmert, weil wir uns zu oft in Social Media Echokammern bewegen oder unseren eigenen Dunstkreis zu selten verlassen. Dadurch sind wir seltener gefordert, uns auch mal konstruktiv aneinander zu reiben, um aus dieser Energie etwas Neues, Positives entstehen zu lassen. Diese Bereitschaft vermisse ich.

BENNO VOGEL (ADINA): Ein guter Punkt. Ich erlebe das bei uns im Unternehmen zum Beispiel, wenn Mitarbeiter aus Staaten kommen, die im Bürgerkrieg miteinander sind und die diesen Konflikt hierher mitgebracht haben. Zwischen den beiden selbst ist nichts passiert. Durch die politische Situation entsteht jedoch eine Erwartungshaltung gegenüber dem anderen. Und da kann Vielfalt anstrengend werden, wenn es den Beteiligten nicht gelingt, ihre Standpunkte zu überdenken. Leicht wird Vielfalt immer dann, wenn Menschen zusammenkommen, die das Konzept Vielfalt leben wollen. Das merkt man hier im Werksviertel, das sehr darauf ausgerichtet ist, sehr stark.

KARIN MARIA SCHERTLER (SERVICEPLAN): Das stimmt, das Viertel fühlt sich dank seiner Vielfalt sehr lebendig an, mit einer ganz eigenen Energie. Bei Serviceplan besteht der Ansatz Vielfalt zu leben, ganz bewusst nicht nur darin, den Unterschieden unserer Mitarbeitenden in verschiedenen Initiativen Raum zu geben. Wir versuchen zusätzlich die Kolleg:innen durch gemeinsame Erlebnisse und Momente zu verbinden. Man kann ja das Thema Diversität bis ins Kleinste herunterdeklinieren und am Ende bleiben nur noch voneinander getrennte Minigrüppchen über. Was dabei oft aus dem Blick gerät, sind die Gemeinsamkeiten, die wir haben. Ein praktisches Beispiel: Wir haben in diesem Jahr einen Chor gegründet. Das war keine Top-Level-Strategie, sondern einfach die Idee einer Kollegin, die schon immer gern gesungen hat. Und jetzt finden sich alle zwei Wochen aus den unterschiedlichen Bereichen Kolleg:innen zusammen, die gemeinsam singen. Solche Gemeinschaftsrituale sind wichtig. Wir sind der Überzeugung, dass die Zukunft des Büros das Erlebnis-Office ist.

STEPHAN KAHL (R&S I): Hat sich die Präsenzquote nach der Corona-Pandemie bei euch wieder erhöht?

KARIN MARIA SCHERTLER (SERVICEPLAN): Ja, hat sie.

ANGELIKA HUBER-STRASSER (KPMG): Bei uns auch. Wir machen das tatsächlich vor allem am Standort fest, der für die Mitarbeitenden sehr attraktiv ist. Etwa durch die vielfältigen Gastro-, Freizeit- oder Kulturangebote. Nach der Arbeit ist es kein Problem, gleich in der Nähe etwas zu trinken oder gemeinsam zum Sport zu gehen.

MARKO BOZANOVIC (ALLIANZ DIRECT): Schätzungen zufolge hätten 20 bis 30 Prozent der Mitarbeitenden meiner Abteilung den Arbeitgeber gewechselt, wenn die Möglichkeit bestanden hätte, ausschließlich in Unterföhring zu arbeiten. Der Standort hier im Werksviertel ist daher von großer Bedeutung und hat eine beeindruckende Transformation durchlaufen. Als jemand, der die Zeit der Zwischennutzung in den Clubs noch miterlebt hat, ist es faszinierend zu sehen, dass heute Unternehmen wie Allianz Direct

oder Allianz Partners das Quartier als Hauptsitz gewählt haben – das spricht für die Attraktivität dieses Ortes.

Ist eine vielfältige Infrastruktur Voraussetzung für ein vielfältiges Stadtquartier?

ANGELIKA HUBER-STRASSER (KPMG): Das ist kein Automatismus. Die Infrastruktur muss sich an den Bedürfnissen der Menschen orientieren. Wir haben an unserem Standort im Werksviertel zum Beispiel keinen Kindergarten geplant, weil eine Umfrage ergeben hat, dass die Mitarbeitenden den Kindergartenplatz lieber in ihrem eigenen Wohnumfeld haben wollen. Unter anderem auch, damit sie weiterhin leichter im Home-Office arbeiten können.

MARKO BOZANOVIC (ALLIANZ DIRECT): Bei der Wahl des Kindergartenplatzes spielen die sozialen Kontakte im Wohnviertel eine wichtige Rolle – sowohl für die Eltern als auch für die Kinder. Wir haben beispielsweise einen Betriebskindergarten, der besonders von unseren internationalen Mitarbeitenden sehr geschätzt wird. Münchner Kolleginnen und Kollegen hingegen bevorzugen häufig einen Betreuungsplatz in der Nähe ihres Wohnorts.

STEPHAN KAHL (R&S I): Infrastruktur allein schafft keine Vielfalt. Sie muss auch nachhaltig betrieben werden. Wir haben bewusst einen Teil der Verantwortung für die Vielfalt im Betrieb des iCampus abgegeben, weil wir uns die Betreiberrolle mit ihren vielfältigen Anforderungen so nicht zugetraut haben. Also haben wir uns Leute geholt, die das besser können und unterstützen sie, indem wir ihnen Flächen mit einem Discount zur Verfügung stellen, wie zum Beispiel unsere Boulderwelt. Und das funktioniert. Wir haben dadurch mit der Boulderwelt nicht nur einen Ort bekommen, an dem Menschen den ganzen Tag Sport machen können, sondern zusätzlich eine Gastronomie für alle. Mittags herrscht dort mittlerweile Rambazamba. Dieses Konzept der Quersubventionierung hat jedoch auch Grenzen. Ich würde auf dem iCampus gern noch mehr Vielfalt anbieten. Sie rechnet sich aber nicht immer, weil das Budget oder der Bedarf der Nutzer eben auch begrenzt ist.

Frau Huber-Straßer, wie gelingt es Ihnen in Ihrem Unternehmen Vielfalt zu leben?

ANGELIKA HUBER-STRASSER (KPMG): Wir haben bei uns bei KPMG zahlreiche eigene Programme und eigene Netzwerke, mit denen wir unsere Mitarbeitenden ermuntern, ihre Vielfalt zu zeigen. Wir haben zum Beispiel LGBT-Netzwerke, Frauen-Netzwerke oder Netzwerke für Mitarbeitende mit Migrationshintergrund. Das war nicht immer so. Noch vor zehn Jahren hatten wir als Unternehmen einen sehr viel homogeneren Background, den wir bewusst aufbrechen wollten.

BENNO VOGEL (ADINA): Das finde ich spannend, dass ein globales Unternehmen sagt, wir wollen das Thema Vielfalt wirklich proaktiv angehen und sich dabei wahrscheinlich auch schwierigen Diskussionen, zum Beispiel um Quotenregelungen, stellt.

ANGELIKA HUBER-STRASSER (KPMG): Es ist ein harter Prozess, in dessen Verlauf wir auf vielen Ebenen festgefahrene Denkstrukturen aufbrechen. Auch durch Quoten. Ich mache zum Beispiel seit 25 Jahren Frauenförderung. Wirklich bewegt hat sich jedoch immer

erst dann etwas, wenn der Regulator entsprechende Vorgaben gemacht hat oder Kunden das eingefordert haben. Die Bereitschaft in Unternehmen von sich aus aktiv zu werden, ist meist gering. Dort werden oft nur die Mehrkosten gesehen, die Vielfalt verursacht. Dem halte ich entgegen, dass Vielfalt eben auch sehr viel bringen kann. Vorausgesetzt, sie wird richtig eingesetzt.

Wie kann Vielfalt falsch eingesetzt werden?

ANGELIKA HUBER-STRASSER (KPMG): Etwa, wenn die Zusammensetzung eines Teams nicht auf das Ziel oder die Umstände eines Projekts einzahlt. Homogene Teams kommen zum Beispiel schneller zu Lösungen. Heterogene Teams brauchen länger, liefern dafür jedoch meist bessere Lösungen. Dieses Thema ist mittlerweile sehr gut erforscht. Als Unternehmen müssen wir bei bestimmten Projekten vor allem schnell sein, bei Steuererklärungen oder bei Transaktionen zu Unternehmensabwicklungen. In solchen Fällen macht es Sinn, eher auf homogene Teams zu setzen.

Wie vielfältig sind Ihre Unternehmen bereits aufgestellt?

ANGELIKA HUBER-STRASSER (KPMG): Vielfalt beginnt beim Recruiting. Es gibt ja das Phänomen der sogenannten homosozialen Reproduktion. Menschen umgeben sich gern mit Menschen, die so sind wie sie. In der Arbeit, aber auch in der Freizeit. Daher tendieren Führungskräfte in der Regel auch dazu, homosozial zu rekrutieren. Das Aufzulösen braucht Zeit und wir bewegen uns ja. Heute sind etwa Tattoos nicht mehr automatisch ein Ausschlusskriterium, um Berater bei uns zu sein.

BENNO VOGEL (ADINA): Früher war das selbst bei uns in der Hotellerie ein No-Go.

MARKO BOZANOVIC (ALLIANZ DIRECT):

Nach meinem Aufenthalt in London war der entspannte Dresscode im Büro von Allianz Direct für mich eine große Umstellung. Ich habe immer viel Wert auf meine Anzugsammlung gelegt und trage als gebürtiger Kroatier gerne eine Krawatte – ein Kleidungsstück, das seinen Ursprung in Kroatien hat. Die formelle Kleidung, die lange Zeit für Versicherungsvertreter typisch war, haben wir inzwischen abgelegt. Heute können unsere Mitarbeitenden so zur Arbeit kommen, wie sie sich am wohlsten fühlen. Auch wenn ich den Ansatz, dass sich Mitarbeitende im Büro wie zu Hause fühlen sollen, teilweise unterstütze, denke ich, dass wir dabei nicht vergessen sollten, dass wir das Unternehmen und unsere Arbeit repräsentieren.

STEPHAN KAHL (R&S I): Wir haben in diesem Bereich noch Nachholbedarf aufgrund der fehlenden Diversität in technischen Studiengängen in Deutschland. Da tun wir uns noch immer sehr schwer. Die Personalentwicklung versucht das aufbrechen und

>
„Zum Umgang mit Vielfalt gehört auch, die Gemeinsamkeiten zu betonen, die uns verbinden.“
Karin Maria Schertler,
Serviceplan

>>
„Den entspannten Dresscode im Büro von Allianz Direct kannte ich aus meiner Zeit in London nicht.“
Marko Bozanovic, Allianz Direct



KARIN MARIA SCHERTLER ist Chief Corporate Strategy Officer und Transformations-Expertin bei der Serviceplan Group. Die größte inhabergeführte Agenturgruppe Europas bezog 2022 mit rund 1700 Mitarbeitenden am Münchner Standort ihr neues House of Communication im iCampus @ Werksviertel.



MARKO BOZANOVIC ist Location Manager der Allianz Direct Versicherungs-AG im WERK3 im Münchner Werksviertel. Für den globalen Versicherungs- und Finanzdienstleister arbeiten hier lokale und internationale Teams gemeinsam an digitalen Innovationen. Das Büro selbst setzt neue Standards in den Bereichen Zusammenarbeit und New Work.

BENNO VOGEL ist Direktor des Adina Hotel Munich im Werksviertel. Das mit 86 Metern höchste Hotel Münchens bietet seinen Gästen von der neunten bis 24. Etage besondere Blicke aufs Werksviertel, auf München und die Alpen. Vor allem die Sonnenuntergänge im Fine Dining Lokal FITZROY mit moderner australischer Küche sind Legende.



wir haben kürzlich die erste Frau als Geschäftsbereichsleiterin in unserem Unternehmen gewinnen können.

Können Unternehmen vor dem Hintergrund des Fachkräftemangels überhaupt noch auf Vielfalt verzichten?

STEPHAN KAHL (R&S I): Um heutzutage Mitarbeiter zu bekommen, musst Du als Unternehmen de facto auf Vielfalt setzen und sie in Deiner Unternehmenskultur und Deinem ganzen Außenauftritt glaubhaft dokumentieren. Es kann sich keiner leisten, die Talente auf der Straße liegen zu lassen. In München stelle ich zum Glück fest, dass gar kein so großer Bedarf an plakativer Vielfalt vorhanden ist, weil der Anteil an Menschen, die die Vorteile von Vielfalt anerkennen, sehr hoch ist. Auf dem Land ist das leider noch anders.

<
„In vielen Unternehmen wird noch sehr viel Pink Washing betrieben und eine Diversität kommuniziert, die so gar nicht gelebt wird.“
Benno Vogel, Adina Hotel Munich

ANGELIKA HUBER-STRASSER (KPMG): Wir erleben, dass es noch immer Branchen gibt, in denen Diversity gar kein so großes Thema ist, auch weil sie in der Beziehung zum Kunden keine Rolle spielt. Dort wird Diversity einfach nicht nachgefragt und es gibt von Seiten des Marktes überhaupt keinen Druck. Doch genau den braucht es.

BENNO VOGEL (ADINA): Zumal in vielen Unternehmen ja auch sehr viel Pink Washing betrieben und eine Diversität kommuniziert wird, die so gar nicht gelebt wird. Ich habe mich erst neulich mit einem Freund unterhalten, der bei einem großen Münchner Unternehmen arbeitet. Das Unternehmen hatte während des Pride Month eine riesengroße Pride-Flagge aufgehängt. Als sich jedoch ein wichtiger Kunde aus Saudi-Arabien zu Besuch angekündigt, wurde die Flagge einfach abgehängt. Ich finde vor allem schwierig, dass mit der Flagge ein Standpunkt gesetzt werden sollte, welcher dann stillschweigend verschwunden ist, da die wirtschaftlichen Interessen mehr gewogen haben. Ein Unternehmen sollte hier ehrlich sein, und offen kommunizieren: Wir tragen an der Stelle den regionalen Unterschieden Rechnung, auch weil es ein wichtiger Kunde für uns ist.

ANGELIKA HUBER-STRASSER (KPMG): Unabhängig von der Kundenbeziehung kann Vielfalt auch im Unternehmen selbst an Grenzen stoßen. Wir haben bei uns zum Beispiel ukrainische und russische Mitarbeiter, die nicht mehr in einem Team zusammenarbeiten wollten. Da ist es unsere Aufgabe, das auszubalancieren und den Menschen wieder einen Raum zu geben, in dem sie sich sicher fühlen können.

Zwingt Vielfalt Sie als Unternehmen zu einer sensibleren Kommunikation?

MARKO BOZANOVIC (ALLIANZ DIRECT): Es heißt, man solle niemals über Politik und Religion sprechen, wenn man Freundschaften bewahren möchte. In diesem Sinne glaube ich, dass große Unternehmen in ihrer Kommunikation bewusst einen zurückhaltenden Ansatz wählen, um sicherzustellen, dass niemand ausgeschlossen oder verletzt wird. Unsere Unternehmenskommunikation ist stets

sehr bedacht und darauf ausgerichtet, alle Perspektiven zu respektieren.

ANGELIKA HUBER-STRASSER (KPMG): Ich denke, jedes globale Unternehmen steht heutzutage vor der Frage, wie eine sinnvolle Kommunikation möglich ist, die jedem gerecht wird. Und das geht nur, wenn es für sich Werte definiert, die für alle gelten, ob du nun Chinese, Amerikaner, Jude oder Moslem bist.

KARIN MARIA SCHERTLER (SERVICEPLAN): Ein Ansatz ist auch, Kommunikation weg vom reinen Sender-Empfänger-Ansatz zu denken. Wir halten zum Beispiel die zufälligen Begegnungen unserer Mitarbeitenden für ganz wichtig, um Vielfalt zu moderieren oder überhaupt auf den Weg zu bringen. Unsere Offices sind entsprechend gestaltet, dass sich Menschen immer wieder begegnen und ins Gespräch kommen.

STEPHAN KAHL (R&S I): Das kann ich so bestätigen. Wenn ich zu euch zum Mittagessen komme, begegnen mir viele Leute, bei denen ich mich freue, sie zu sehen. Es wäre spannend, mal zu tracken, wie viele dieser zufälligen Begegnungen jeden Tag stattfinden. Serendipity – der glückliche Zufall – ist hier das Stichwort erfolgreicher Unternehmenskultur.

KARIN MARIA SCHERTLER (SERVICEPLAN): Diese zufälligen Begegnungen, die eine Leichtigkeit in den Alltag bringen, sind nicht nur wichtig für den sozialen Kit, sie helfen auch, Kommunikationsprozesse in Gang zu setzen, die nicht geplant sind und die uns zu neuen Ideen und Gedanken führen.

Sehen Sie Digitalisierung als einen wichtigen Vielfaltstreiber?

ANGELIKA HUBER-STRASSER (KPMG): Das hängt von der Nutzung ab. Das Internet gibt sämtlichen Minoritäten und sämtlicher Vielfalt die Möglichkeit sich zu zeigen. Wenn der Austausch jedoch nur noch in den jeweiligen Bubbles stattfindet, hebt die Digitalisierung das Prinzip von Vielfalt wieder aus. Wenn Du Dir einmal Katzenbilder angeschaut hast, spielt dir der Algorithmus immer wieder welche in Deinen Kanal. Du wirst ständig mit einem Kontext gefüttert, der dich bestätigt.

MARKO BOZANOVIC (ALLIANZ DIRECT): Die Digitalisierung trägt zweifellos zur Vielfalt bei. Die eigentliche Herausforderung liegt jedoch darin, wie wir mit den daraus entstehenden Unterschieden und Spannungen umgehen. Es geht um Respekt, Toleranz und darum, die Meinungen und Perspektiven anderer zu verstehen, ohne sie vorschnell zu bewerten. Was für den einen positiv besetzt ist, kann für den anderen negativ erscheinen. Dieser komplexe Prozess, den Vielfalt mit sich bringt, erfordert unser aktives Engagement und eine offene, respektvolle Auseinandersetzung.



Hofbräuhaus Hell
gibts in der 0,5l
und 0,33l Flasche!

UNSER GUTES WERK IM VIERTEL.



HOFBRÄUHAUS HELL
A BISSERL HOFBRÄUHAUS GEHT IMMER.

DAS WERKS- VIERTTEL

Leben + Stadt + Kultur



<
Danke Eddy für all die Jahre:
Handgemachter Rock bei der
Langen Nacht der Musik in
Eddy's Rockclub. Livemusik
spielt im neuen Club Medley an
gleicher Stelle noch immer eine
große Rolle.

24 Stunden
Werksviertel

Seite 62

News

Seite 70

Die Gastro-
Vielfalt im
Quartier

Seite 72

Siedler
im
Werksviertel

Seite 82

Werk
an Werk

Seite 96

24 STUNDEN WERKSVIERTEL

Entdecke Lebensfreude rund um die Uhr.
Unser Rückblick auf anregende, spannende
und irgendwie besondere Momente im
Werksviertel-Mitte >

ein Sonntag um

12_h

Wie macht man ein Viertel, das eh schon bunt ist, noch bunter? Zum Beispiel, in dem man ein wunderbares Mittelamerika Fest feiert. Die Premiere 2024 war ein voller Erfolg. Fortsetzung folgt.

Container Collective
Atelierstr. 4





an einem
Dienstag um

20_h

Flüsterkneipe
WERK1.4
Am Kartoffelgarten 10-12

Heute wird gefeiert. Und zwar das Non-Opening der Flüsterkneipe. Doch leise wird es hier nicht bleiben. Der von der Werksviertel-Mitte Kunst bespielte Experimentierraum im Erdgeschoss des WERK1.4 wird in den kommenden Monaten mit Sicherheit von sich reden machen.



Mitfiebern mit dem deutschen Team im EM-Viertelfinale beim Public Viewing.

Und jeder, aber wirklich jeder hat gesehen, dass es ein Handspiel von Cucurella war. Nur der Schiri leider nicht.

an einem Freitag um

19^h

Knödelplatz



Bis zuletzt wurden die Zündapphallen

genutzt. Als Büro, als Lager, als Werkstatt. Nun hieß es Abschied nehmen. Auch von einigen der Graffiti des Festivals Hands Off The Wall.

an einem Montag um

18^h

zukünftiges WERK20



In der Zündapphalle lagerten bis zuletzt kostbare Schätze aus der Zeit des Kunstparks und der Kultfabrik. Wir versteigerten Discokugeln, Straßenpoller, Schilder, Tresore, Stühle und Bilder für das Inklusionsprojekt Gipfelstürmer im Heavens Gate.

an einem Mittwoch um

13^h

WERK4 Speicherstr. 21



ein Mittwoch um

21_h

WERK7 theater
Speicherstr. 22

Stimmungsvoller Auftakt für den Day of Hope. Beim Evening of Hope

verleihen Raphael Hörmann und Isabell Zacharias von der Werksviertel-Mitte Stiftung den Prix International Pour Les Enfants an Eckart von Hirschhausen.

ein Donnerstag um

12_h

**WERKSVIERTEL-
MITTE**

Unter der Schirmherrschaft von UN-Friedensbotschafterin Jane Goodall feiern wir im Werksviertel-Mitte einmal im Jahr den

Day of Hope.

Es ist ein Tag, der sich auf spielerische Art mit Zukunfts- und Nachhaltigkeitsthemen beschäftigt, ein Tag, der inspiriert und Hoffnung macht.





Die Ausstellung zum
Deutschen Städtebaupreis
beim Sieger aus dem Jahr 2023:
das Werksviertel-Mitte.

an einem
Montag um

19^h

WERK12
Speicherstr. 20



Beim diesjährigen
Valentinstag
verteilten unsere Viertel-Maskottchen
Mähwerk und Werkmeister ganz viel Liebe
und Komplimente, die von Herzen kamen.

ein Mittwoch um

11^h

WERKSVIERTEL-
MITTE



Wir schaffen
Platz für Neues.
Und sind gespannt auf die Wohnungen,
die hier entstehen werden.

ein Samstag um

11_h

zukünftiges
WERK20

ein Mittwoch um

19_h

whiteBOX
WERK3
Atelierstr. 18

Seit Jahren werden in Kooperation mit dem Projekt Werksviertel-Mitte Kunst aufstrebende Künstlerinnen und Künstler mit dem Phönix Kunstpreis bedacht. In diesem Jahr konnte sich die Keramik-Künstlerin Stephanie Marie Roos über den mit 20 000 Euro dotierten Preis freuen.





an einem
Mittwoch um

21^h

Macht es Euch gemütlich,
denn heute steht das
Kino beim sommerWERK
auf dem Programm.

Knödelplatz

NICHT VERPASSEN!

So 9. Februar 2025

WERK7 THEATER

Speicherstr. 22

Tickets unter
[eventfabrik-
muenchen.de/super-bowl-
party-2025](https://eventfabrik-muenchen.de/super-bowl-party-2025)

Die Super Bowl Party in München

Am 9. Februar 2025 kürt die NFL ihren neuen Champion. Im WERK7 theater können Du und hunderte andere Gleichgesinnte das Saisonfinale feiern und verfolgen. Live-Moderation, Cheerleading vor Ort, authentisches US-Food und Gäste der Munich Ravens machen die Super Bowl Party im Werksviertel zu einem unvergleichlichen Erlebnis.

Was ist heute im Werksviertel los? Online informieren.
Hinterher analog Spaß haben.



Jeden Tag

NEUE WEBSEITE

im gesamten
Werksviertel-Mitte

werksviertel-mitte.de



Aaah! Oh! Wow!

Wir haben unsere Webseite überarbeitet, damit Du Dir einen noch schnelleren und besseren Überblick verschaffen kannst, was bei uns im Viertel jeden Tag für Dich geboten ist. Konzerte in der TonHalle, der Quatsch Comedy Club im WERK7 theater, Ausstellungen der Werksviertel-Mitte Kunst im Gastatelier, Klangexperimente in der neuen Flüsterkneipe, Partyalarm im Schlagergarten ... Außerdem erfährst Du auf werksviertel-mitte.de alles Wissenswerte über unsere zahlreichen Lokale, Imbisse und Clubs sowie über die Sport- und Freizeitangebote (Kennst Du zum Beispiel schon das sensationelle Kälte Center von CRYOARTS?). Schau mal vorbei. Erst online, dann offline. Es lohnt sich.



Super Bowl? Super Party!



Musik, Basteln, Eisvergnügen oder die Kür des Weltmeisters beim Bierkastenklettern in der Bambini-Altersklasse: Das alles bieten Events wie der Day Of Hope, das JuKi-Festival oder das WinterWunderWERK im Werksviertel!



JAHRES-HIGHLIGHTS 2025

Überall im
Werksviertel-Mitte

eventfabrik-muenchen.de

Day Of Hope, JuKi, Sommer- & WinterWunder- WERK

Jede Woche finden bei uns im Viertel zahlreiche Veranstaltungen statt. Die folgenden vier Events, die zu Eckpfeilern in unserem Jahreskalender geworden sind, wollen wir Dir jedoch ganz besonders ans Herz legen:

Los geht es im Mai mit dem **Day Of Hope**. Der kostenlose Informations- und Mitmachtag, ist an die 17 Nachhaltigkeitsziele der Vereinten Nationen angelehnt und inspiriert Besucherinnen und Besucher, wie sie ihr Leben auch im Kleinen nachhaltiger gestalten können.

Auf den Day Of Hope folgt wenig später das **SommerWERK**. Wir laden Dich bei freiem Eintritt zu Musik, Spiel, Tanz und Kino zu uns ins Viertel ein. Erlebe Filme und Konzerte auf dem Knödelplatz. Spiele Federball, Wikingerschach oder Fußball im SpielVIERTEL ... Und genieße dabei Cocktails, Bier oder wonach dir sonst gerade ist.

Nach den Sommerferien geht es dann weiter mit unserem **Kinder- und Jugendfestival JuKi**. An diesem Mitmachtag können Familien einen ganzen Tag lang unbeschwert die zahlreichen kostenlosen Angebote genießen: Gewinne Familienurlaube

bei der kostenlosen Tombola, bastle und spiele nach Herzenslust, probiere neue Sportarten aus.

Ab November verabschieden wir dann das alte Jahr beim **WinterWunderWERK** mit Eislaufbahn, Stockschießen und unserem zauberhaften Schmankerl-Markt.



Alle Angaben ohne
Gewähr. Kurzfristige
Änderungen vor-
behalten.



> Es gibt einen Hunger, der sich nur mit Currywurst und Pommes stillen lässt. Auf zum Bratort im Werksviertel-Mitte

AUF 80 TELLERN UM DIE WELT?



Wer im Werksviertel-Mitte Hunger oder Durst bekommt, stößt auf eine gastronomische Vielfalt, die ihresgleichen sucht. Eine kulinarische Weltreise durch kleine Imbisse, Cafés, elegante Bars, klassische Restaurants, die über fünf Kontinente führt. >

Text
Daniel
Wiechmann

Kaffee? Kaffee! Mit dem startet es sich einfach leichter. In den Tag. Und auch in den kulinarischen Streifzug, der uns durchs Werksviertel-Mitte, aber eigentlich um die ganze Welt führen wird.

Doch erstmal einen Kaffee. Bei Alrighty. Einer gar nicht mal so kleinen Kaffeerösterei im neuen WERK13. Die Fairtrade-Bohnen für die verschiedenen Röstungen kommen unter anderem aus Zentral- oder Südamerika, Äthiopien oder Uganda. Sie stammen nicht von irgendwelchen Kaffeeplantagen, sondern von sogenannten Underdogs: junge

Kaffeebauern, weibliche Farmerinnen oder afrikanische Bauern, die sich trotz allen Widrigkeiten noch immer gegen die Billigkonkurrenz behaupten. Das Café selbst ist clean gestaltet. Glattes Holz. Mattes Grün. Blick in die Manufaktur. Dazu schöne Terrassenplätze. Das Leben ist schön.

Nach dem ersten Kaffee geht es weiter zum Frühstück. Nach Frankreich. Bei Dompierre im WERK3 locken Croissants, Pains au Chocolat und Tartelettes. Vor allem die mit Haselnuss-

>
Erstmal einen Kaffee: Im Café der Alrighty Rösterei im WERK13







<
Spanische Tapas im La Tasca
Flamenca

krokant-Buttercreme gefüllten Paris-Brest sind eine süße Sünde, die begangen werden will. Auf den Plätzen vor dem Café lässt sich mit Blick auf das Kommen und Gehen Richtung Knödelplatz wunderbar die Zeit bis zum Mittagessen vergessen.

Von Frankreich aus könnte der Weg nun entweder nach Spanien oder nach Italien führen. Wer sich für Spanien entscheidet, landet im La Tasca. In dem Lokal mit Supermarkt-Anschluss im WERK17 werden vorzügliche Tapas serviert. Bei den Gambas al ajillo wird definitiv nicht mit Knoblauch gespart. Hoffentlich stehen keine Nachmittagstermine mehr im Kalender. Wer Italien den Vorzug gibt, muss nur ein paar Meter weiter über den Mariss-Jansons-Platz laufen. Die bunte Mariss Bar, die mit Bildern und einem originalen Taktstock an den früheren Dirigenten des BRSO erinnert, ist eine kulinarische Wunderkammer, in der eine italienische Küche mit sardischem Einschlag und modernem Twist zubereitet wird. Ein Tipp: Der üppige Antipasti-Teller für zwei Personen ist einer der besten gastro-

mischen Deals, die man in München machen kann. Darauf einen Negroni.

Wem eher nach Heimatküche ist, der geht ins Riederstein ins WERK3. Die urige Holzvertäfelung im Lokal sorgt für einen dreisekündigen Kulturschock. War draußen eben noch alles modern und bunt, herrscht mit einem Mal eine seelenwärmende Wohlfühltemperatur. Bayern halt. Und stehen erstmal Krustenbraten, Biergulasch, Augustiner Bier oder das direkt im Viertel gebraute Werksviertel Bräu auf dem Tisch, ist die Welt so, wie sein soll: In Ordnung.

Wem Europas Küchen zu Old School sind, der kann sich im Werksviertel auch nach Guatemala begeben. Zahlreiche Pflanzen, die von der Decke wachsen, sorgen im Guatemuc im ECKhaus für wohlige Dschungelgefühle. Dazu werden herzhaft Tacos oder Quesadillas serviert. Dass es im Werksviertel ein

<
Südamerikanisches Dschungel-
ambiente im Guatemuc

<<
Das Beste aus der französischen
Pâtisserie bei Dompierre

<<<
Antipasti? Pinsa? Pasta? Mariss Bar!

<<<<
Bayerische Gemütlichkeit in
der Augustinerwirtschaft Zum
Riederstein

> Authentische Thai-Küche bei Khanittha



^ Kuchen essen und tratschen: sonntags im München HOCH5.

> Die moderne Küche Australiens und den schönsten Blick über die Stadt serviert nur das Fitzroy im Adina Hotel Werksviertel

guatemaltekisches Lokal gibt, kommt nicht von ungefähr. Seit Jahren ist das Generalkonsulat des südamerikanischen Staates im Viertel ansässig.

Weiter geht die Reise nach Asien, genauer gesagt nach Thailand. Wer einmal dort war, kennt den Trubel, der in den Gar-küchen herrscht. Und fühlt ihn bei Khanittha im WERK3 genauso nach wie in Bangkok. In dem bunten Lokal nehmen Besucher auf kleinen Plastikschemeln Platz. Um die Tische herum stehen Salat- und Wok-Stationen, in denen die Speisen frisch zubereitet werden. Es lärmt, es schmeckt. Der Familienbetrieb wird von Monthipha Saparp geleitet, die alle im Viertel nur Monti nennen. Die Vollblutgastromomin ist quasi in der Küche groß geworden. Schon Montis Mutter führte eines der ersten Thai-Restaurants in München überhaupt.

Und wenn man schon in Asien ist, lohnt ein Abstecher ins nicht mehr ganz so weit entfernte Australien. Er führt in die 14. Etage im Adina Hotel Werksviertel. Im eleganten Fitzroy genießt man neben der modernen australischen Küche einen fantastischen Blick über München und auf die Stadtalm auf dem Dach des WERK3, auf der sich eine kleine Herde Walliser Schwarznasenschafe tummelt. Doch das Fitzroy ist nicht nur Lokal, sondern auch entspannte Bar.

Mit dem fünften und letzten Kontinent Australien hätte die kulinarische Abenteuerreise in 80 Tellern um die Welt eigentlich beendet sein sollen. Allerdings fehlen uns noch die zahlreichen Imbisse in und um die Pfannipassage im WERK3, an denen man sich eine Kleinigkeit holen kann, um bei schönem Wetter an einem der vielen Tische auf dem Knödelplatz zu essen.

Im Pure Burrito stellt man sich sein mexikanisches Essen nach Lust und Laune





>
Die Freiluftterrasse auf dem Knödelplatz

>>
Beste Wurst und krosse Pommes vom Bratort

>>>
Die Deli-Tadka-Crew plant schon das nächste Gastrohighlight im Viertel



selbst zusammen. Ebenso im Aloha Poke, wo es die bei einem jüngeren Publikum so beliebten Poke Bowls hawaiianischen Ursprungs zu essen gibt. Einer der besten asiatischen Köche der Stadt, Mun Kim vom Restaurant MUN, bereitet in der Passage seine Version eines zeitgemäßen asiatischen Streetfoods mit Jumbo-Sushi-Rollen und koreanisch interpretierten Bowls zu.

Der indische Imbiss von Deli Tadka gleich gegenüber, hat sich ebenfalls einem unkomplizierten Streetfood verschrieben. Im Forno Veloce kommt dagegen die Pinsa Romana in Minutenschnelle aus dem Ofen. Es gibt bekanntlich den normalen Allergeweltshunger, und es gibt einen Hunger, der sich nur mit einer Currywurst und Pommes Rotweiß stillen lässt. Am Bratort gibt es die Wurst in der Berliner und in der bayrischen Variante. Im We Love Pelmeni entdeckt man die vor allem in Osteuropa ver-

breiteten gefüllten Teigtaschen. In der Suckukeria dreht sich dagegen alles um Döner und Wraps, allerdings in der würzigen Suckuk-Variante.

Kein Wunder, dass die Passage bei der Auswahl vor allem mittags brummt. Doch die gastronomische Vielfalt im Werksviertel ist kein Selbstzweck. Sie lädt dazu ein, dass die Menschen aus den umliegenden Büros oder Touristen jeden Tag neu überlegen können, wo und was sie essen.

Klar, eine Currywurst geht immer. Aber Pelmeni sind eben auch nicht schlecht. Und so eine Bowl mit Reis und Lachs und Gemüse, die schmeckt nicht nur, sondern tut auch gut. In der angebotenen Vielfalt steckt auch die Möglichkeit, sich kulinarisch weiterzubilden. Und sie sorgt für einen qualitativen Wettbewerb unter den Gastronomen, dafür, dass die Gastroszene in Bewegung bleibt. Funktioniert ein Konzept nicht mehr oder hat es sich überholt, fangen die anderen Lokale den Verlust ohne Probleme auf, bis ein neues Konzept am Start ist. Dass sich kleine und große Gastroflächen abwechseln,

ermöglicht es Gastronomen, neue Ideen erstmal auszuprobieren.

Im München Hoch 5, dem Café mit Terrasse hoch oben im WERK3, das eigentlich für seine After Work Partys und Open Air Clubnächte bekannt ist, ist neuerdings der Kuchentratsch zu Hause. Sonntags ab 13 Uhr. Das Projekt sorgt an diversen Locations in München dafür, dass die Backkünste und speziellen Rezepte von Seniorinnen und Senioren nicht verloren gehen. Wenn die Enkel nicht mehr so oft zu Besuch kommen können, backen Oma und Opa heute eben ihren Lieblingskuchen für die ganze Stadt. Herzallerliebste.

Auch die Gastrominnen selbst dürfen im Werksviertel wachsen und sich weiterentwickeln. Monti Saparp zum Beispiel kochte jahrelang in einem der kleinen Imbisse in der Pfannipassage, bevor sie ihr großes Lokal eröffnete. Die Macher vom Deli Tadka planen ebenfalls, ihr Angebot im Frühjahr 2025 auf einer größeren Fläche zu erweitern. Es könnte eine der spektakulären Neueröffnungen nicht nur im Werksviertel, sondern in München werden.

<
Imbiss an Imbiss in der Pfannipassage

Texte
Charlotte
Teigelkamp &
Daniel
Wiechmann

A photograph of Michael Niedermair, a man with glasses and a dark polo shirt, smiling and looking to the right. He is standing on a balcony with a metal railing. In the background, there are modern buildings and a clear blue sky. The text 'MICHAEL NIEDERMAIR' is overlaid in large white letters, and 'schreinernder Freigeist' is overlaid in smaller white letters below it.

MICHAEL NIEDERMAIR

schreinernder Freigeist

<
Michael Niedermair
auf dem Balkon seiner
Atelierwerkstatt. Ist er
Schreiner? Oder Künstler?
Oder beides?

SIEDLER IM WERKS- VIERTEL

Was sie bewegt. Was sie bewegen.

Wir haben drei besondere Menschen aus dem Werksviertel nach ihren Projekten, ihrer Motivation und ihrer Beziehung zur Stadt befragt.

>
 Erst im WERK3. Dann in
 der Zündapphalle. Und
 nun im WERK13. Für die
 Werkstatt von Michael
 Niedermair fand sich im
 Viertel immer ein Platz

Wer im Werksviertel-Mitte Richtung WERK1.4 spaziert, wird bei schönem Wetter auf Höhe des Technikum nicht selten vom Kreischen einer Säge oder Flex oder anderen typischen Geräuschen der Holz- oder Metallverarbeitung begrüßt. Verantwortlich dafür ist oft Michael Niedermair, einer der Handwerker des Viertels. Seit Jahrzehnten betreibt der gelernte Schreiner seine Artelierwerkstatt – kein Schreibfehler! – hier im Quartier.

Seine Geschichte: Seit er im Viertel ist, hat Niedermair eine kleine Odyssee hinter sich gebracht. „Zuerst war ich im WERK3“, erinnert er sich. Ein Freund hatte dort seit Anbeginn des Kunstpark Ost ein Designstudio. „Seine erste Miete lag bei einer Mark für den Quadratmeter. Logisch, dass er eine vollkommen überdimensionierte Fläche für sich in Anspruch genommen hatte.“ Als mit dem Erfolg des Kunstparks auch die Mieten stiegen, suchte ebenjener Designer einen Untermieter und fand ihn in Michael Niedermair. Als das WERK3 schließlich „revitalisiert“ werden sollte – wenn Niedermair das aus der Projektentwicklersprache stammende Wort „revitalisiert“ sagt, schwingt dabei eine herrlich sympathische Süffisanz mit – zog Niedermair mit seinem Atelier in die Zündapphalle. Bis er schließlich im Frühjahr 2024 ins neue WERK13 zog. Eigentlich eine ganz typische Werksviertel-Karriere.

In den Anfangszeiten des Kunstpark Ost war an eine solche Entwicklung noch nicht zu denken. „Meine Werkstatt lag damals genau unter dem Raum Rot.“ Der Club wurde für Niedermair nicht nur zum handwerklichen Übungsraum in Sachen Einrichtung, sondern auch zu seinem Lieblingsclub. Zum Wochenbeginn gab es auf dem Partyareal immer am meisten zu tun. „Denn wenn Du einen guten Club hattest, dann war nach dem Wochenende garantiert immer etwas auseinandergebrochen.“ Blieb dagegen alles heil, war die Party nicht wild genug gewesen. Handwerkereinsatz als Qualitätsmerkmal. Die Partys im Kunstpark Ost und später in der Kultfabrik bescherten Niedermair zum Glück ordentlich Aufträge. Unter anderem auch im legendären Tabledance, wo er an den VIP-Lounges mitwirkte. „Da konnte sogar ich noch etwas dazulernen“, lacht Niedermair. „Oder wisst ihr etwa, was eine Champagnerrinne ist?“ Champagnerrinne? Nie gehört! Dabei handelte es sich um eine Vorrichtung, die es den Tänzerinnen in den Lounges erlaubte, geordneten Champagner elegant zu entsorgen, damit sie selbst





nicht zu betrunken wurden. Raffiniert. Doch diese Zeiten sind lange vorbei.

Heute baut Niedermaier stattdessen modulare nachhaltige Büroreinrichtungen, die sich komplett zurückbauen lassen oder den Biergarten im Café Kosmos, auf Garagendächern mit Photovoltaik-Solarpavillons für die Kühlung der Bierfässer, oder aber Buffets und Theken und Akustikelemente für die angesagten Lokale in München ... Wie die Welt hat sich auch Michael Niedermaier weiterentwickelt. Und wird das auch weiterhin tun. Als er seine neue Atelierwerkstatt in Augenschein nahm, fiel im gleich sein riesiger Balkon ins Auge. „Der ist viel zu groß für mich allein“, fand Niedermaier und funktionierte ihn zum Kulturbalkon um, auf dem er mittlerweile regelmäßig Konzerte mit kleinen Bands oder größeren Chören veranstaltet, während das Publikum im Biergarten gegenüber Platz findet. „Wäre doch schade, wenn wir diesen wunderbaren Platz nicht nutzen würden.“ Und fasst mit diesem Satz den Spirit des Werksviertel-Mitte eigentlich ganz gut zusammen.

Welcher ist Dein Lieblingsplatz in der Stadt? Der Biergarten im Café Kosmos. Und nicht nur, weil ich ihn mitgestalten durfte.

Was gefällt Dir an Deiner Stadt am meisten? Alles. Ich mag das Konzept Stadt einfach. Auf dem Land wäre es mir viel zu langweilig. Das würde mich umbringen. Ich muss das Fenster aufmachen können und dann muss da Lärm von anderen Menschen oder Autos, da muss Bewegung sein. Wäre alles still, hätte ich das Gefühl, tot zu sein. Ich brauche so ein Grundrauschen um mich herum.

Was magst Du an Deiner Stadt nicht so gern? Woran sich viele stören – sei es der Verkehr, der Lärm oder die Infrastruktur, die gerade an Grenzen stößt –, das alles gehört für mich zu einer Stadt einfach dazu.

Zu welcher Zeit bist Du am liebsten in der Stadt unterwegs? Ich finde es super, wenn ich zwischen 8 und 9 über den Viktualienmarkt und durch die Fußgängerzone radeln kann. Die Stadt erwacht gerade erst. Es ist noch nicht so viel los. Dann vielleicht noch gemütlich die Theatinerstraße hochradeln.





∨
Die nächste kreative
Idee? Schon im Kopf!



<
Wenn ein Balkon zur Bühne wird: Die von
Niedermaier veranstalten Balkonkonzerte
bringen Kultur auf unkonventionelle Art ins
Werksviertel



FREDO PYTTLIK & CAROLIN UNTERLEITNER

von der Kinderinsel

Fantasie und Mut sind die vielleicht mächtigsten Werkzeuge, über die wir Menschen verfügen. Dieser Satz klingt erstmal hochtrabend, nach einer dieser pseudophilosophischen Instagram-Kacheln, über die man auf Social Media häufig stolpert. Doch wenn man mit Menschen ins Gespräch kommt, die eine alte Kartoffelwaschanlage in Eigenregie innerhalb von sechs Monaten in eine ganz zauberhafte Kindertagesstätte mit einem großem grünen Spielgarten verwandelt haben, dann kommt man nicht umhin, über genau diese beiden Zutaten des Menschseins nachzudenken: Über die Fantasie und über den Mut.

Ihre Geschichte: Die Kartoffelwaschanlage, von der hier die Rede ist, gehörte einst zu den Pfanni-Werken, die sich bis 1996 hinter dem Ostbahnhof befanden. Verantwortlich für die Verwandlung der Waschanlage war die Kinderinsel, eine der ältesten Elterninitiativen Münchens. 1974 startete das Projekt in Haidhausen im Klosterareal. Als es dort nicht mehr weiterging, zog man über die Bahngleise in die Friedenstraße und war 1999 wegen einer Kündigung auf Location-Suche. Und stand alsbald vor besagter Kartoffelwaschanlage, einem kleinen zweistöckigen Gebäude mitten im Eingangsbereich zum damaligen Kunstpark Ost, dem größten Partyareal Europas.

An die Zeit des Umbaus vor 28 Jahren erinnert sich Fredo Pyttlik heute mit einem Lachen: „Ich hätte schwören können, dass sich einige der Eltern nach dem Wahnsinn, den wir gemeinsam

<
Carolin Unterleitner sagt herzlich willkommen in der Kinderinsel, eine der ältesten Elterninitiativen der Stadt

durchlebt haben, trennen.“ Immer wieder musste damals improvisiert werden. Beim Fluchtweg zum Beispiel. Der Bau einer zweiten Außentreppe wäre viel zu kostspielig für den Verein gewesen. „Also haben wir überlegt, eine Rutsche als Fluchtweg zu installieren.“ Aber würde diese Idee auch von den Behörden genehmigt werden? Sie wurde. Und ein Schlosser, der praktischerweise seine Werkstatt im bunten Partyareal hatte, half dabei, sie zu bauen. Wie das eben so ist, wenn Menschen zusammenkommen, die Mut und Fantasie haben.

Fredo Pyttlik ist heute Hausleitung der Kinderinsel. Sie hat einst als Praktikantin in der Elterninitiative angefangen, danach studiert und gearbeitet. Als sie selbst Mama wurde, kehrte sie in die Kinderinsel zurück, „brachte hier meine drei eigenen Kinder durch“ und blieb bis heute. Ebenfalls da ist Carolin Unterleitner. Sie ist eines von fünf Vorstandsmitgliedern. In ihrem Hauptberuf unterrichtet sie Biochemie an der LMU. Und kümmert sich „nebenher“ mit den anderen Eltern darum, dass die Kinderinsel läuft. „Wir sind eine Elterninitiative, in der die Eltern wirklich mitmachen müssen“, erklärt Carolin Unterleitner. Gemeinschaft ist bei der Kinderinsel nicht nur eine Worthülse, sondern will gelebt werden. Die Eltern organisieren anstehende Renovierungen, kümmern sich um die Personalplanung und die Finanzen, sie sind bei den Vorstellungsgesprächen neuer Eltern dabei. Und sie kochen jeden Tag selbst.

Seit neuestem ausschließlich vegetarisch. „Und das, obwohl es auch bei uns viele Kinder gibt, die gerne Würstchen essen“, erzählt Carolin Unterleitner. Es gibt aber eben auch einige vegetarische Kinder. Also wurde diskutiert, wie man damit umgehen will. Die einvernehmliche Lösung: „Uns wurde klar, dass es weniger Aufwand ist, wenn die Eltern für die KiTa konsequent vegetarisch kochen. Extrawürste? Die gibt es bei jedem halt weiterhin zu Hause“, lacht Carolin Unterleitner. Für die Kinder war die Umstellung kein Problem.

Der Hang zu pragmatischen Lösungen hilft dem Team der Kinderinsel auch beim anstehenden Umzug im Viertel. Sobald es fertiggestellt ist, wird die Kinderinsel ins neue WERK1 ziehen. „Es ist ein spannender Prozess, statt zu improvisieren, sich diesmal mit den Architekten auszutauschen und die Räume bestmöglich nach unseren eigenen Vorstellungen gestalten zu können“, findet Fredo Pyttlik. Doch wenn sich dort, wo das Team gerne die Küche hätte, partout keine Wasserleitung verlegen lässt, muss eben doch wieder kreativ geplant werden. Viel





wichtiger ist für Fredo Pyttlik und Carolin Unterleitner ohnehin, dass es auch in der neuen Kinderinsel wie in der alten Orte geben wird, die die Kinder ganz für sich allein entdecken können. An denen sie auch ihre Geheimnisse haben können, wie Fredo Pyttlik es formuliert. Orte eben, an denen sie ihre Fantasie und ihren Mut entdecken können.

Welcher ist Dein Lieblingsplatz in der Stadt?

FREDO PYTTLIK: Mein Garten. So gern ich in der Stadt auch arbeite und reinfahre – ich wohne in Fasangarten – mag ich es, in der Freizeit draußen zu sein.

CAROLIN UNTERLEITNER: Ich bin gern am Wasser. Das kann an der Isar oder an den Seen sein.

Was gefällt Dir an Deiner Stadt am meisten?

FREDO PYTTLIK: Die soziale Vernetzung. Ich bin eigentlich ein Naturmensch. Aber immer, wenn wir überlegt haben aufs Land zu ziehen, wurde uns bewusst, wie sehr wir mittlerweile mit unserer Nachbarschaft verwachsen sind. **CAROLIN UNTERLEITNER:** Die Stadt bietet so viele Möglichkeiten. Mein Großer spielt zum Beispiel Eishockey. Das wäre so auf dem Dorf wohl nicht möglich. Ich mag an München aber auch, dass die Stadt sich hier und da dennoch einen Dorfcharakter bewahrt hat.

Was magst Du an Deiner Stadt nicht so gern?

FREDO PYTTLIK: Ich finde den Verkehr ein Riesenproblem. Ich würde mir wünschen, dass eine schnellere Umstellung auf einen klimagerechteren Verkehr gelingt. **CAROLIN UNTERLEITNER:** Ich würde mir wünschen, dass es mehr Räume für Menschen – alte wie junge – gibt, an denen sie sich einfach so treffen können, an denen sie machen können, worauf sie Lust haben und ohne konsumieren zu müssen.

Zu welcher Zeit bist Du am liebsten in

Deiner Stadt unterwegs? **FREDO PYTTLIK:** Am liebsten ganz in der Früh. Was ich leider nicht oft schaffe.

Aber dann ist es so wunderbar still im Viertel. **CAROLIN UNTERLEITNER:** Würde ich auch sagen. Es passiert mir aber am seltensten.



^
Fredo Pyttlik und Carolin Unterleitner inmitten einer grünen Oase ...

<
... hinter der sich das urbane Werksviertel erhebt.

HARRY GRUBER

Grüne Tomaten

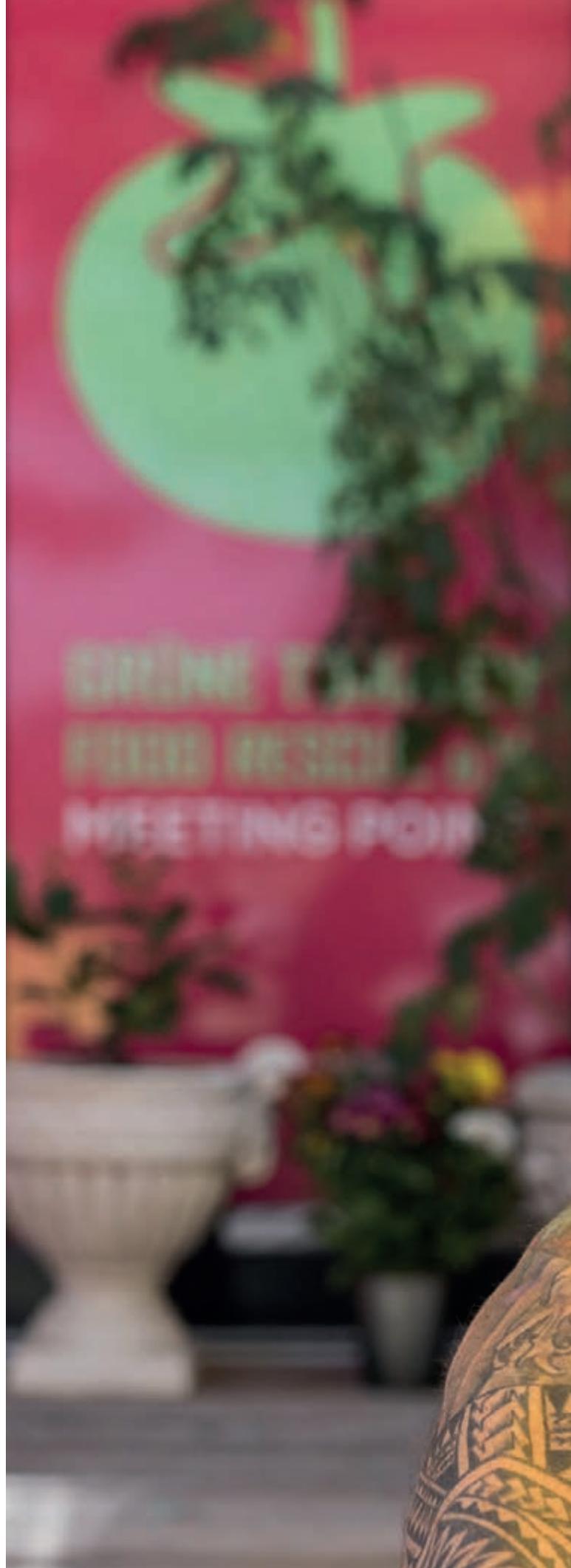
Foodrescue e.V.

Im Container Collective fällt ein Container besonders ins Auge. Es ist der rot-grüne, gleich nach dem „Werksviertel-Mitte“-Banner. Bei schönem Wetter stehen gelbe Sonnenschirme davor und einige Pflanzen zieren die Veranda. Und im Container? Da befindet sich der „Grüne Tomaten Foodrescue e.V.“. Der gemeinnützige Verein setzt sich gegen die Lebensmittelverschwendung ein. Seit Februar 2021 leitet Harry Gruber den Verein.

Seine Geschichte: Über eine Annonce auf eBay Kleinanzeigen wurde Harry auf den freien Container aufmerksam. Das passte wie die Faust aufs Auge: Der 57-Jährige ist gebürtiger Münchner und kennt das Werksviertel-Mitte schon seit seiner Jugend. „Damals war das hier der Kunstpark.“ Das bedeutete Techno-Partys und drei Tage durchfeiern. „Hier war ich zum Abfeiern und immer Mittendrin!“ Er grinst dabei, als er sich zurückerinnert. Mittlerweile kommt er immer noch in das Viertel, aber nicht mehr zum Feiern, sondern zum Arbeiten.

Harry ist in Schwabing aufgewachsen und arbeitete 35 Jahre in der Gastronomie, davon 17 Jahre selbstständig. Dadurch wurde er auf das Ausmaß der Lebensmittelverschwendung aufmerksam. Doch statt tatenlos zuzusehen, beschloss er, etwas dagegen zu unternehmen. Als er sah, wie tonnenweise Mangos im Großmarkt weggeworfen wurden, weil sie nur wenige Mängel aufwiesen, beschloss er, sie zu kaufen. „Während Corona, im Februar 2021, haben wir gestartet“, erzählt er. Harry postete damals viel auf Facebook, um so viele Menschen wie möglich über sein neu gestartetes Projekt zu informieren. Mit Erfolg: Heute, drei Jahre später, ist aus der Idee ein gemeinnütziger Verein geworden, der die Menschen in und um München mit geretteten

> Früher hat Harry Gruber die Nächte im Viertel durchgefeiert, heute rettet er an selber Stelle Lebensmittel





<
text



<

Was an Lebensmittel unter der Woche übrig bleibt, wird am Samstag kostenlos an Menschen mit geringem Einkommen verteilt

Lebensmitteln versorgt.

Obst und Gemüse, das wegen kleiner Schönheitsfehler im Großhandel aussortiert wird, kauft „Grüne Tomaten“ auf und verkauft es in den sogenannten Rescue-Boxen weiter. Die Boxen können entweder im Laden im Container Collective gekauft oder gegen einen Aufpreis an die Haustür geliefert werden. „Unsere Hauptaufgabe besteht darin, so viel Obst und Gemüse wie möglich zu retten und zu verarbeiten“, erklärt Harry.

Rentner, Studenten, Familien mit Kindern und Menschen mit geringem Einkommen profitieren samstags von der kostenlosen Verteilung der Rescue-Boxen. Unter der Woche steht Harry außerdem in der Küche in seinem Laden. Dann zaubert der gelernte Koch köstliche Gerichte aus den geretteten Lebensmitteln. Die Gerichte kosten zwischen acht und neun Euro und können auf der kleinen Terrasse vor dem rotfarbenen Container-Laden genossen werden. Im Winter ist im Container so viel Platz, dass „locker zehn Leute einen Platz bekommen“, so Harry. Ansonsten kann man die Gerichte auch mitnehmen. Für den kleinen Hunger gibt es frische Smoothies, aber auch Marmeladen. Je nachdem, welches Obst und Gemüse Harry gerade vorrätig hat.

Für Harry ist „Grüne Tomaten“ mehr als nur ein Job, es ist sein Lebenswerk. „Im Moment arbeite ich rund um die Uhr“, sagt er. Die Arbeit dreht sich nicht nur um die Rettung von Lebensmitteln, sondern auch um deren Verteilung in ganz München. Der 57-Jährige macht

das fast allein – unterstützt wird er gelegentlich von seiner Tante und seiner Mutter. Bei den Fahrten von seinen Fahrern. Als sie Anfang 2021 starteten, waren es fünf Kisten, die sie in München ausgeliefert haben.

<<

Unter der Woche kocht Harry Gruber aus den geretteten Lebensmitteln kleine Gerichte

<<<

Viel zu gut, um es einfach wegzuschmeißen: Tomaten, Himbeeren und vieles mehr

Mittlerweile liefern sie sogar bis über München hinaus: nach Bad Tölz, Lenggries und Aying. In München beliefern sie den Münchner Süden. Der Münchner Norden fehlt noch, ein Gebiet, das der gemeinnützige Verein bald erschließen möchte. „Da sind wir gerade zu wenig“, bemerkt Harry, als er über die Notwendigkeit von zusätzlichen Fahrern spricht.

Auch an anderer Stelle merkt Harry, dass sie zu wenig im Team sind. Denn er hat viele Pläne, kann diese aber mangels Unterstützung nicht verwirklichen. Harry möchte nicht nur mehr regionale Produkte anbieten, sondern

auch Workshops veranstalten, um so sein Wissen über nachhaltige Lebensmittelverarbeitung weiterzugeben. Mit Kursen zum Thema Einkochen und Workshops zum Fermentieren oder Vakuumieren von Lebensmitteln. „Eine Ananas wird bald das Dreifache kosten“, prognostiziert er. Harry sieht in der Förderung regionaler Produkte die Lösung, um den steigenden Preisen, die durch zusätzliche CO₂-Kosten verursacht werden, entgegenzuwirken.

Obwohl der gemeinnützige Verein nicht gewinnorientiert ist, kämpft Harry täglich dafür, dass der Verein finanziell über die Runden kommt. „Wir arbeiten nicht auf Profit.“ „Uns geht es vor allem darum, dass wir die gesamte Infrastruktur bezahlen können“, betont er. Bisher reichen die Spenden jedoch nur so weit aus, dass sie am Ende des Jahres bei plus minus null herauskommen.

Wie wichtig Harry die Themen Nachhaltigkeit und Ressourcenschonung sind, spiegelt sich auch in seinem Gesamtdenken wider. Mit den selbst angebrachten Dachrinnen am Container sammelt er Regenwasser, um seine Pflanzen zu gießen. Mit „Grüne Tomaten“ hat er nicht nur ein Projekt ins Leben gerufen, das Lebensmittel vor dem Wegwurf rettet, sondern auch eines, das Menschen hilft. Damit setzt Harry in München ein Zeichen für Nachhaltigkeit und soziale Verantwortung.

Was magst Du an Deiner Stadt? In erster Linie ist es meine Heimat. Ich gehöre noch zu den wenigen Menschen, die hier geboren wurden (*lacht*). Die perfekte Stadt, weil wir direkt im Süden sind. Egal wo Du hinwillst, Du bist schnell da. Ich genieße es einfach in München zu leben!

Was magst Du nicht an Deiner Stadt? Die Baustellen! Die machen mich fertig. Ich wohne am St.-Martins-Platz. Da sind vier Baustellen. Ich weiß gar nicht mehr, wo ich da noch parken soll.

Dein Lieblingsort? Ich bin in Schwabing aufgewachsen. Schwabing und Neuhausen sind meine Lieblingsviertel. In Neuhausen insbesondere der Rotkreuzplatz. Auch Giesing finde ich mittlerweile super, das ist ein cooles Viertel geworden!

Wann bist Du am liebsten in der Stadt unterwegs? Ich bin kaum in der Stadt unterwegs. Orte wie die Innenstadt oder den Hauptbahnhof versuche ich zu meiden. Ich finde es schön, wie sie die Innenstadt gemacht haben, aber das ist mir zu viel Gewusel.

✓
Not all heroes wear capes. Manchmal reicht eine Cap



Grüne Tomaten Food Rescue e.V.
Atelierstr. 4, Container 9
81671 München
www.gruenetomaten-foodrescue.de

WERK AN WERK

Was kommt wann
wohin im Werksviertel-
Mitte?

Das Werksviertel wird sich in den kommenden Jahren ständig verändern. Hier stellen wir die aktuellen und zukünftigen Projekte speziell im Werksviertel-Mitte vor, sowie den Zeitplan, in dem sie realisiert wurden beziehungsweise realisiert werden.

UMADUM – DAS MÜNCHNER RIESENRAD



Eleganter Koloss: das höchste transportable **RIESENRAD** der Welt ermöglicht einen einzigartigen Blick über München – bis an gleicher Stelle der Bau des Konzerthauses beginnt.

WERK3



Urbane Energie: Das erste Flaggschiff des neuen Werksviertels mit **LOFT**-Büros für kreative & innovative Denker, **EINZEL-HANDEL, CLUBS, GASTRO**-Spots, vielen Künstlern und Schafen (auf unserer Hoch-Stadt-alm).

KONZERTHAUS



Mit dem neuen **KONZERTHAUS** für das Symphonieorchester des Bayerischen Rundfunks soll eines der besten Orchester der Welt endlich eine eigene Heimat und jede Menge neue Zukunftsmöglichkeiten inmitten unseres Kreativquartiers bekommen.

WERK7 theater



Das ehemalige Kartoffellager ist heute **BÜHNE** für Kultur-, Theater- oder Firmenevents. Das grüne Licht am WERK7 erinnert übrigens an die Vergangenheit. Es hinderte die gelagerten Kartoffeln am Auskeimen.

ATELIERSTR. 5+7



Platz für **SHOPS** und **GASTRONOMIE**. Plus: 300 Zimmer im gambino Hotel Werksviertel. Dort wohnen nicht nur Touristen, sondern auch kleine Tierchen in Insektenhotels sowie Vögel in Nistkästen, die in der Fassade integriert sind.

WERK13



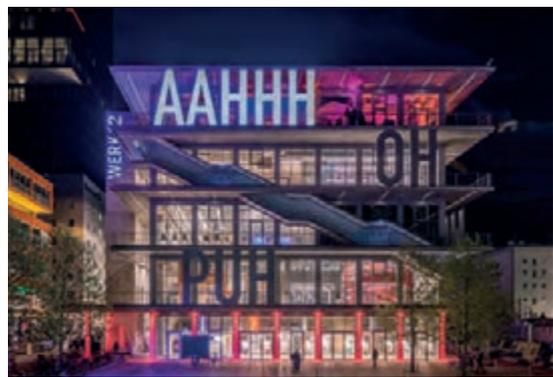
Das neue **WERK13** mit integriertem Technikum für Events und der architektonisch spektakulären Kranhalle im Inneren. Es bietet Platz für die Werkstätten unserer Handwerker, für Büros und eine Rösterei mit Café.

CONTAINER COLLECTIVE



Shops, Ateliers, Food, Drinks, Künstler, Werkstätten, Festivals, Markttage: Die Container-**POP-UP**-City im Werksviertel steckt immer wieder voller Überraschungen, ganz viel Leben und jede Menge neue Inspiration.

WERK12



Place to be: Seit 2019 sind im WERK12 das spektakulärste **WELLNESS**- und **SPORT**-Studio der Stadt sowie aufregende **GASTRO**-Konzepte zu finden. 2021 wurde das WERK12 beim DAM Preis zum „Besten Gebäude Deutschlands“ gekürt.

WERK1 + WERK1.4



Nach der Fertigstellung des WERK1.4 mit seinen Büros und Co-Working-Spaces für die Münchner **STARTUP**- und **GRÜNDER**-Szene sowie den innovativen Boarding Houses wird aktuell das WERK1 runderneuert.

WERK4



Oben 4-Sterne-plus **HOTEL** (Adina), unten lebendiges **HOSTEL** (Wombat's) mit 500 Betten und eine **KLETTER- UND BOULDERHALLE**. Das WERK4 ist eines der spektakulärsten Gebäude der Stadt.

WERKSHÖFE



Insgesamt 600 **WOHNUNGEN** für rund 1500 Menschen entstehen in den nächsten Jahren im Werksviertel-Mitte. Zunächst wird das WERK20 realisiert. Danach werden das WERK21 und das WERK22 gebaut.



URKERN GmbH – Gesellschaft für Urbanes
Atelierstraße 1, 81671 München
www.urkern.de

TELEFON +49 89 4132-140

E-MAIL kontakt@urkern.de

HERAUSGEBERIN Nina Bovensiepen (V.i.S.d.P.)

CHEFREDAKTEUR Daniel Wiechmann

ART DIRECTORIN Ivana Bilz

REDAKTION Jan Kluge, Philip Markiewicz,
Timo Schneckenburger, Charlotte Teigelkamp

SCHLUSSREDAKTEURIN Nina Thiel

PROJEKTKOORDINATORIN Lena Hudelmaier, Anja Fink

MITWIRKENDE AN DIESER AUSGABE

Anne Schoenholtz und Nikolaus Pont (BRSo) | Dr. Irène Kilubi (JOINT GENERATIONS) | Isabell Zacharias (Stiftung Werksviertel-Mitte) | Loomit (Werksviertel-Mitte Kunst) | Angelika Huber-Straßer (KPMG) | Stephan Kahl (R & S Immobilienmanagement GmbH) | Karin Maria Schertler (Serviceplan) | Marko Bozanovic (Allianz Direct) | Benno Vogel (Adina Hotel Munich) | Fredo Pyttlik und Carolin Unterleitner (Kinderinsel e.V.) | Michael Niedermair (Atelierwerkstatt) | Harry Gruber (Grüne Tomaten e.V.)

BILDNACHWEISE

Titel, 3, 12, 20-30, 32-37, 41, 43, 46-58, 61-69, 71-73, 76-95, 96: WERK3, 97 WERK7, Container Collective, Atelierstr. 5+7, WERK12, WERK13, WERK1+1.4, WERK4, 90: Ivana Bilz | 40 Foto Kilubi: Thomas Dashuber | 44ff: Philipp Schopp | 70 Foto Super Bowl: Roland Johannes | 75: Adrian Camo | 96 Foto Riesenrad: URKERN | 96ff Rendering Gelände: Michael Ullrich | 96 Rendering Konzerthaus: bloom-images für Cukrowicz Nachbaur Architekten | 97 Rendering WERKSHÖFE: steidle architekten



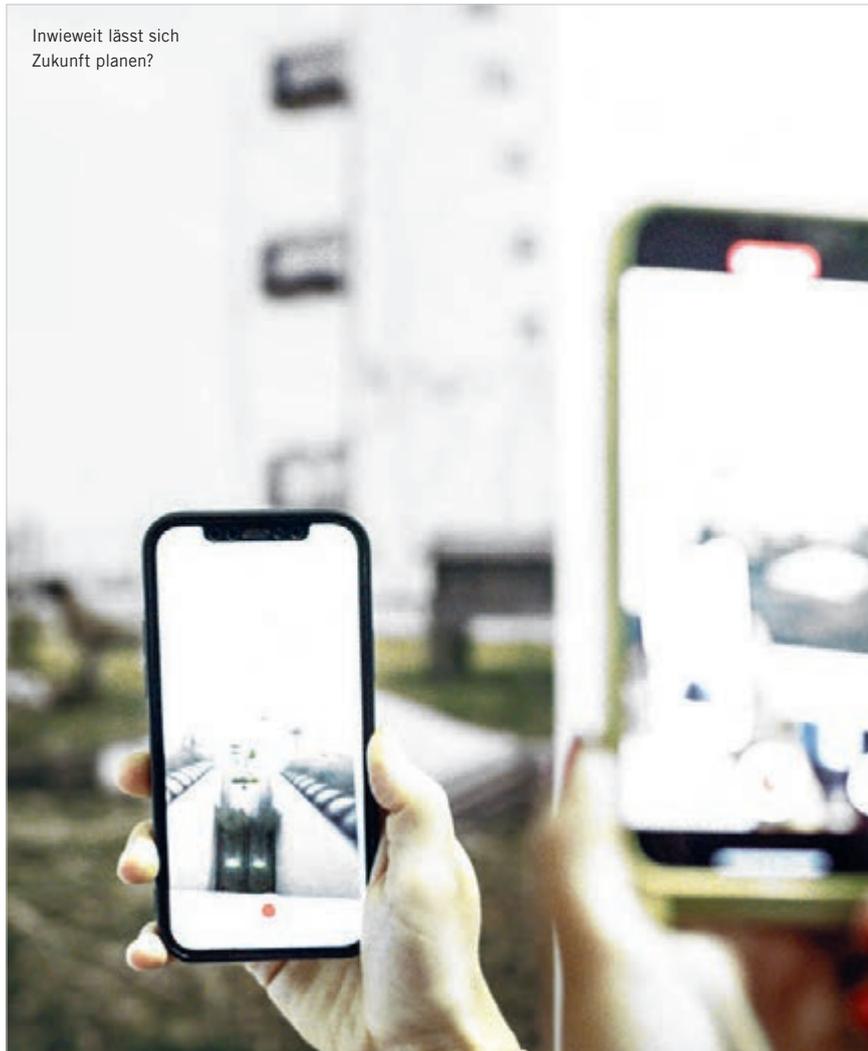
DRUCK
Kriechbaumer Druck GmbH & Co. KG
Ehrenbreitsteiner Straße 28
80993 München
www.kriechbaumer.de

AUFLAGE 5000 Stück

ERSCHEINUNGSTERMIN Dezember 2024

COPYRIGHT © 2024 URKERN GmbH
– Gesellschaft für Urbanes

VORSCHAU



Ausgabe 09.25 mit dem Schwerpunktthema

Zukunft – ein Magazin über das Heute, das Morgen und die Vergangenheit

Inwieweit lässt sich Zukunft planen? Zum Beispiel die unserer Städte und Quartiere, denen eine Schlüsselrolle bei der Bewältigung der Klimakrise zukommt. Welche Entscheidungen können wir heute treffen, um morgen sicherer und besser zu leben? Was können wir aus der Vergangenheit für das Heute und die Zukunft lernen? Oder ist egal, was wir tun, weil am Ende eh der Zufall die Richtung bestimmt?

Folge deinem Durst!

Für
besonders
erfrischende
Momente.



Oder willst
du weitermachen
wie bisher?



Kölsche Momente

REISSDORF KÖLSCH



Kölner Brautradition seit 1894 - Privat-Brauerei Heinrich Reissdorf